<36621043200019

Kleine Romane.

Von

Hieronymus Lorm.

Zweiter Band:

Auf dem einsamen Schlosse.

Breslau
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1888.

Auf dem einsamen Schlosse.

Von

Hieronymus Lorm.

Breslau
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1888.

Erstes Capitel.

Mitten in den gesegnetsten Landstrichen Böhmens, wo die dichten Wälder mit ihren Riesenbäumen meilenweit sich hinstrecken, liegt das Schloß, wenn auch nicht gerade das Stammschloß, doch seit Jahrhunderten das Besitzthum des Freiherrn von Kyras.

Bis zum Jahre 1865 hatte es seit langer Zeit nicht mehr den Anschein, als ob das alte Gebäude bewohnt wäre. Da trotzdem nicht zu verkennen war, daß sich mancherlei Schätze an Silber und Einrichtungsstücken darin befinden mußten, weil zweimal im Jahr Handwerksleute und Zimmerputzer aus dem eine Meile entfernten Städtchen auf das Schloß zogen,

um die Gegenstände, die sein Inneres schmückten, in gutem Stand zu erhalten, so hätte man glauben können, die einst so berühmten Räuber der böhmischen Wälder wären ganz ausgestorben. Sonst hätte ja das vereinsamte Gut nicht stets so unangefochten bleiben können. Allein im Innern hauste ein alter „Hausmeier", dem jeden Augenblick eine Schaar von Knechten zur Verfügung stand, und der außerdem Mittel hatte, sich mit dem Gendarmeriewachposten im Städtchen rasch in Verbindung zu setzen.

So lag denn ungestörte Ruhe über dem ehrwürdigen alten Gelaß, und an stillen Sommertagen konnte man das Volkslied vom Jagdschloß darauf anwenden, das, von Buchen umweht, einsam im waldigen Düster liegt und nichts hören läßt, als der Vögel Schlag und der Bäume geheimnißvolles Rauschen.

Dies änderte sich eines Tages in dem genannten Jahr 1865. Das große, mit Wappen geschmückte Thor blieb zwar geschlossen, aber kleine Pforten und Zugänge, deren Menge man früher gar nicht geahnt,

hatten sich aufgethan. Wagen hielten davor und hinein trug man ganze Ladungen von modernen Möbeln und Küchengeräthen. Zugleich wurden Ställe und Remisen, lange Zeit jeder Verwendung entzogen und dadurch fast unbrauchbar geworden, wieder hergerichtet. Auch die bisherige Bewohnerschaft des Schlosses erhielt einen fremdartigen Zuspruch.

Der alte Hausmeier, Kropaz mit Namen, war lange schon Wittwer, und seine drei Söhne hatten sich in Prag und Wien einen Lebensberuf gesucht, der sie mit dem Vater wenig mehr in Verbindung brachte. Der vereinsamte Mann im vereinsamten Schloß schien, seit er Wittwer war, ein grimmiger Weiberfeind geworden zu sein, und Niemand hätte entscheiden können, ob der Tod seiner Frau oder das Leben mit ihr diese Stimmung erzeugt hatte. Gewiß war nur, daß sich bis zum erwähnten Zeitpunkt kein weibliches Geschöpf mehr im Schloß befunden hatte. Jetzt aber traten zwei Frauen auf, bevollmächtigt, fortan zu der Bevölkerung des Hauses zu gehören. Sie waren aus dem Städtchen gekommen,

in der vornehmsten Kalesche, die an der dortigen kleinen Eisenbahnstation aufzutreiben gewesen und von ihnen mit Koffern und Hutschachteln beladen worden war. Auch trugen die beiden Damen reiche Gewandung und kostbare Schmuckgegenstände, wie man sie gewöhnlich nicht auf der Reise anzulegen pflegt. Augenscheinlich wollten die Frauen zeigen, daß sie höhere Wesen waren, nicht zum gemeinen Volk gehörten, und der in modernen Weltgebräuchen sehr unerfahrene Kropaz war über die Maßen verblüfft, sobald sich ihm die so imponirenden Erscheinungen als eine Wirthschafterin und eine Köchin entpuppten.

Seine Antipathie gegen das weibliche Geschlecht wäre dadurch noch genährt worden, wenn sie sich nicht mit ihrer ganzen Stärke auf eine dritte, neue Erscheinung übertragen hätte. Diese war männlichen Geschlechts, dem Aeußern nach ebenso elegant wie die Damen, ihnen aber auch nach seinem Beruf vollkommen ähnlich: ein Bedienter. Er hieß Peter, ließ sich aber Pierre nennen, ein Name, der Kropaz schon

aus dem Grund höchst zuwider war, weil er ihn nicht auszusprechen vermochte. Unleidlicher noch war dem alten Verwalter die Manier des neuen Hausgenossen, mit den flinksten Beinen der Welt überall zugleich zu sein und an Stellen aufzutauchen, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Dies hätte jedoch den Grimm des Schloßhüters und bisherigen Autokraten in seinem Bereich noch immer nicht in dem Grad angefacht, wie die Eigenheit Peters, jedes Ding, das ihm gezeigt, und jeden Satz, der zu ihm gesprochen wurde, eines Gelächters werth zu halten. Kropaz begriff das Lachen überhaupt nicht; er hielt es für eine zu übler Gewohnheit gewordene Gesichtsverzerrung und wußte sich von dieser Unart völlig frei. In so ausgedehntem Maß aber, wie bei Peter, hatte er die schlechte Angewöhnung niemals bei einem Menschen wahrgenommen. Unter solchen Umständen wäre das Werk, das unternommen werden sollte, die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang des Schloßherrn, schwerlich zu gutem Erfolg gediehen. Die Knechte fügten sich nur langsam und oft in verkehrter

Weise den Befehlen Pierres, welcher die Besetzung der Zimmer mit den neuen Möbelstücken anzuordnen hatte, weil die unterwürfigen Bursche stets erst von Kropaz einzelne Instructionen einholten. Dieser verstand deutsch wie böhmisch, sprach aber überhaupt so wenig, daß ihm in beiden Sprachen die Worte zu fehlen schienen.

„Der Herr muß einen ‚Puff‘ kriegen,“ sagte Pierre, der ein Wiener war, mitten unter den Möbelstücken stehend und ausnahmsweise ernst, weil in gebietendem Ton. Kropaz, der diese Bezeichnung eines modernen Ruhesitzes nicht kannte und das Wort nur in seinem wenig respectirlichen Sinn nahm, sah den Bedienten überrascht und drohend an, was diesem sogleich das Mißverständniß klar machte. Er brach in sein gewohntes Lachen aus, nur daß er diesmal seine weiblichen Dienstgenossen hinzurief, damit sie die Heiterkeit theilten. Babette, die Wirthschafterin, und Julika, die Köchin, hatten jedoch eben Ursache, sich über den Schloßhüter in anderer Weise aufzuhalten.

Er war nicht zu bewegen, die neu gefüllten

Vorrathskammern aufzuschließen, damit Julika ihre Kunst zum eigenen Besten, sowie zu dem der beiden andern Bediensteten hätte üben können. Er kochte selbst, genau nach den Vorschriften, nach denen er als Soldat für die Mannschaft seiner Compagnie gekocht hatte. Eine Mahlzeit dieser Art hatte er schon Tags vorher den neuen Hausgenossen aufgezwungen, aber Babette schwur, daß sie nicht ein zweites Mal so „ungebildet" essen werde. Der grimmige Haustyrann drohte, ihr bei fernerer Insubordination ein Wohnzimmer anzuweisen, in welchem des Nachts die Geister des Schlosses sich versammeln, worauf die sämtlichen drei Diener, kreidebleich vor Schrecken, den Entschluß faßten, das Haus augenblicklich zu verlassen, und ihn bereits in's Werk zu setzen begannen.

Da erhielt die Scene plötzlich eine Veränderung. Die Knechte riefen ein unverständliches Wort vom Hofe hinauf, und als man an's Fenster trat, sah man einen städtisch gekleideten Herrn von seinem Grauschimmel absteigen. Dem ganzen Hauspersonal

sowie den neuen Dienern war der Herr wohlbekannt, es war der Rechtsanwalt Dr. Georg Frondberg, welcher in der nahen Stadt seine Kanzlei hatte und seit vielen Jahren der Vertrauensmann der herrschaftlichen Familie war.

Frondberg schritt, nachdem er sein Pferd einem Knecht übergeben hatte, sporenklirrend und mit der Reitpeitsche fuchtelnd die Treppe hinauf und trat durch die ihm im voraus geöffnete Thür in das ziemlich geräumige, aber jetzt sehr unwirthlich aussehende Gemach, wo Kropaz und die neue Dienerschaft ihn erwarteten. Einige schreiende Klagen der Frauenspersonen und ein kurzer, lachend gegebener Vortrag Pierres gaben dem Doctor ein vollkommenes Bild der Sachlage. Er nahm Kropaz in eine Ecke, sprach mit ihm halblaut böhmisch und wandte sich dann zu den Uebrigen, ohne eine Antwort des Alten abzuwarten. Dieser entfernte sich langsamen Schrittes und ward dann nicht mehr gesehen. Wie ein geschlagener Kettenhund in seine Hütte, verkroch sich Kropaz in seinen kellerartigen Wohnraum.

Nun ordnete sich Alles im Schloß still und regelmäßig, und als Frondberg am Abend seinen Grauschimmel wieder bestieg, konnte er bereits die letzten Befehle für den Empfang am nächsten Tage geben. Wohlgemuth sprengte er auf der Landstraße hin, bis er in den Waldweg einbiegen konnte, den er langsam und in Gedanken versunken zurücklegte. Er war ein Mann von vierzig Jahren, in welchem man, wenn er mit seinen Klienten verkehrte, nichts anderes als einen Advokaten erblicken konnte, während er, wenn er die Kanzleigeschäfte abgethan, vollständig das Aussehen eines Cavaliers hatte. Dieser Zwiespalt der äußeren Erscheinung spiegelte sich in seinem ganzen Lebenslauf ab. Er war sozusagen ein verhaltener Lebemann; mit den Neigungen eines solchen war er geboren, aber keineswegs auch mit den Mitteln, um jene zu befriedigen. Als ein wackerer Charakter suchte er diese Mittel nirgends anders, als in der Arbeit. Sie fesselte ihn noch immer gewaltig, als er bereits zu einigem Wohlstand gelangt war. Immer aber nahm er sich vor, endlich die Praxis bei Seite

zu werfen, um, wie er sich ausdrückte, „das Leben zu leben“. Eine Annäherung dazu war schon sein eifriger Verkehr mit den adligen Häusern der Hauptstadt, aber gerade die Ausnützung dieses Vortheils verschlug ihn meilenweit von der Stätte, wo er das Dasein in seinem Sinn hätte genießen können.

Zu Schlichtungen eines Rechtsgeschäftes in einem hochadeligen Hause war er vor zehn Jahren nach Böhmen gekommen, wie er wähnte, nur für kurze Zeit, aber neue Geschäfte und neue Bekanntschaften entwickelten sich aus dem einzelnen Fall, und wenn er den reichen Gewinn nicht verschmähen wollte, der sich ihm jetzt von vielen Seiten in Aussicht stellte, so mußte er in der kleinen Stadt, in deren Nähe die schöne Besitzung der Freiherren von Kyras lag, sich amtlich niederlassen.

Von dem letzten Besitzer dazu bevollmächtigt und gebeten, hatte Frondberg das Nöthigste für die erste Installation besorgt und den Geschmack des Weltmanns dabei hervorgekehrt. Auch die schöne Equipage, die vor dem Stationsgebäude wartete,

war nach seiner Wahl und Anordnung beigeschafft worden.

So geschah es denn, daß endlich auch das große Hauptthor des alten Schlosses sich öffnete. Den Doctor an seiner Seite, fuhr Walter von Kyras, der letzte Abkömmling des Hauses, in der Oberstenuniform eines österreichischen Reiterregiments in die Behausung seiner Väter ein. Die Vögel schlugen und die Bäume rauschten, wie es im alten Volkslied heißt.

Zweites Capitel.

Der Herbst war bereits in's Land gekommen, und wer in dieser Jahreszeit ein Haus bezieht, hat ein erhöhtes Bedürfniß, die neue Wohnstätte behaglich zu finden. Er kann sich des Abends nicht mehr wie im Frühling und Sommer für ungewohnte Eindrücke innerhalb der Mauern im Freien entschädigen und findet nicht wie im Winter die warmen, wohnlichen Stuben schon vorhanden. Dies wußte der Doctor sehr gut und lächelte stolz, als Walter von Kyras seine Befriedigung darüber aussprach, das lodernde Feuer im Kamin des Speisesaales aufflammen zu sehen und den Thee in einer bequemen heimlichen Ecke vorbereitet zu finden.

Der Baron war um fünf Jahre älter als der Advokat, aber sein Aussehen entsprach weder seinem militärischen Beruf noch seinem Alter. Sein braunes Haar lockte sich noch, ohne von einem einzigen Silberfaden durchzogen zu sein, und seine Bewegungen und Manieren, weit entfernt, das martialische Wesen des Soldaten zu verrathen, waren eher auffallend zart und salongemäß. Er blickte eine Zeit lang schweigend in das Kaminfeuer, dann sagte er zu Frondberg, der sich bereits bequem am Tisch niedergelassen hatte:

„Sie bleiben doch bei mir über Nacht, Doctor? Das Wetter fängt an, brutal zu werden.“

„Das würde mich verteufelt wenig kümmern, Herr Oberst, aber ich habe mich schon darauf vorbereitet, wieder einmal außer meinem Hause zu schlafen. Es ist mein erster Exceß seit vielen Jahren.“

„Ein großes Abenteuer!“ lächelte der Baron ironisch. „Ein Abenteuer, wobei nicht einmal ein Frauenzimmer im Spiel ist!“

„Wer weiß!" bemerkte der Doctor und bemühte sich, eine sehr geheimnißvolle Miene anzunehmen, so daß ihn der Baron, der sich um die im Hause anwesenden Personen genau erkundigt hatte, mit Erstaunen betrachtete.

„Sie denken gewiß, Herr Baron," fuhr Frondberg lachend fort, „ich hätte mit Frau Babette oder Fräulein Julika, unbeschadet ihrer wenig eleganten Beschäftigungen, mich zu einem Verhältniß herabgelassen. Schrecklich, das von mir zu glauben, Oberst, von einem ausgedienten oder vielmehr noch nicht recht in den Dienst gekommenen Lebemann. Ich bin gekränkt; aber in Anbetracht der Unkenntniß Ihres eigenen Besitzthums will ich darüber hinwegsehen. Nein, die Frau, um die es sich handelt, ist eine hochadelige Dame, eine Dame Ihres eigenen Hauses, Herr Baron."

Walter von Kyras erwies einem Mann selten die Ehre, ihm durch den Ausdruck der Miene zu zeigen, daß ein Gespräch ihn neugierig mache. Er ließ sich auch jetzt mit gleichgiltigem Gesichtsaus-

druck am Tisch nieder und blickte auf eine große Glocke, was anzeigte, daß er nur aus Höflichkeit, um den Doctor vorerst sprechen zu lassen, der Dienerschaft noch nicht das Zeichen gab, den Thee zu serviren.

„Sie ist nicht mehr jung, diese Dame," fuhr Frondberg fort, „sie ist, wenn ich nicht irre, im fünfzehnten Jahrhundert geboren."

„Im sechzehnten," erwiderte der Oberst und zog die Glocke, denn er wußte jetzt, worauf es hinauslief; „im sechzehnten Jahrhundert, denn natürlich ist mein altes Haus nicht so verwahrlost, daß es nicht, wie es sich gebührt, seine spukende Ahnfrau hätte; es müßte sich ja schämen. Sie wollen also mit ihr anknüpfen, Doctor?"

Frondberg erzählte, daß der alte Schloßhüter Kropaz mit den Geistern, die im Haus ihr Unwesen treiben sollten, auf sehr vertrautem Fuß stehe und die Natur der Besucher zur Mitternachtsstunde sehr wohl kenne.

„Da giebt es solche," fuhr er fort, „die nur in

Gesellschaft kommen, andere, die nur an bestimmten Kalendertagen erscheinen. Die Ahnfrau hat ihr bestimmtes Zimmer, in welchem sie auftritt, sobald sich dort Jemand zur nächtlichen Ruhe begeben hat. Ich will zu Ihrem Besten, Herr Baron, dem dummen Geschwätz der Leute gründlich ein Ende machen und habe mir deshalb das Zimmer der Ahnfrau für die heutige Nacht vorbereiten lassen."

„Sie sind zu beneiden," versetzte der Oberst, „daß Sie es nur mit längst verstorbenen Weibern zu thun haben; ich aber bin mit einer Mission belastet, die mir lebendige Weiber in mein Revier treibt."

Er erklärte sich nicht näher, so lange der Diener den Tisch umkreiste; als aber der feine Rauch nicht mehr aus dem Theekessel, sondern aus dem Mund der Männer quoll, setzte sich der Oberst zu seiner Mittheilung zurecht.

„Sie haben den schleswig-holsteinischen Krieg vom vorigen Jahre in der Zeitung gelesen," begann er, „die Oesterreicher und die Preußen sind nach fünfzig Jahren wieder einmal zusammen in's Feld gezogen.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen hat viel Spektakel in der Welt gemacht; der Lorbeer, den wir Oesterreicher schon bei Oeversee pflückten, hat viel weniger lärmend gerauscht. Am nächsten Tag waren wir in Flensburg, und da habe ich es erleben müssen, daß mein bester Kamerad, Hauptmann von Torstenau, im Lazareth gestorben ist. Die Dänen hatten ihn Tags vorher aus dem Gehölz heraus, wo sie versteckt waren, angeschossen und so gefährlich, daß ich gleich gewußt habe, es ist aus. Er selbst hat's anfangs nicht geglaubt; noch auf dem Transport in's Lazareth hat er gelacht. Ich habe ihn nicht mehr verlassen, und endlich ist auch über ihn die Gewißheit gekommen."

Der Oberst blies den Rauch in die Höhe und blickte starr zur Decke empor, wie um sich zu überzeugen, ob der Rauch dort richtig angekommen war. Dem Doctor entging die tiefe Bewegung nicht, die der Soldat verbergen wollte. In ganz verändertem Ton aber fuhr der Baron fort:

„Sterbende machen sich's immer bequem; sie

lagern möglichst viel von den Lasten, unter denen sie im Leben seufzten, auf die Ueberlebenden ab. Torstenau war verheirathet gewesen; er hatte eine um einige Jahre ältere Wittwe genommen, die ihm als Mitgift nichts weiter gebracht als ihre Tochter aus erster Ehe, damals, vor sieben Jahren, elf Jahre alt. Torstenau hatte ganz von seinem reichen Onkel abgehangen, der mit der Heirath gar nicht zufrieden gewesen. Und wahrhaftig, Torstenau hätte unter den reichen Töchtern der vornehmsten Geschlechter wählen können. Was hilft aber gegen die Liebe? Sie ist immer üm so weniger zu besiegen, je wahnsinniger sie ist. Der Onkel zog sich zurück und das Ehepaar richtete sich ein, so gut es konnte. Das war 1858."

Der Oberst machte eine Pause, als ob er in seinen Erinnerungen wühle, und fuhr dann fort:

„Ich habe ihn in Wien besucht; er war durch die Weltlust seiner Frau gleich gezwungen ein Haus zu machen. Mir erregte die Wirthschaft kein Vergnügen; noch vor Ablauf des Jahres erfuhr ich, daß

er in Geldnoth steckte und Schulden hatte. Es wendete sich aber Alles mit einem Schlag. Oesterreich kam 1859, also nur ein Jahr später, zum Krieg mit Frankreich und Italien. In diesem unglücklichen Feldzug wurde Torstenau wegen seiner Bravour auf dem Schlachtfeld zum Hauptmann gemacht. Der Bericht über die Auszeichnung des Neffen stimmte den Onkel weich. Die Schulden wurden bezahlt, Frau von Torstenau machte wieder ein Haus. Wie lange konnte es aber so fortgehen? Zwar hatte man sich in die Anordnungen des großmüthigen Spenders gefügt und einige Jahre hindurch das Auskommen gefunden. Trotzdem hatte sich der Onkel dem Hause fern gehalten, und als er plötzlich starb, fand sich im Testament für den Neffen nur ein unbedeutendes Legat. Damit war die Zukunft, auf die man bisher gehofft, abgeschnitten. Jetzt galt es, Ernst zu machen mit dem Leben."

Der Oberst unterbrach den etwas mürrischen Ton seiner Erzählung, weil er sich reflectirend äußern wollte.

„Ich habe von jeher wenig mit Weibern zu thun gehabt, aber ich habe die Beobachtung machen können, daß gerade die am meisten für die Freuden der großen Welt disponirten Frauen, von denen man glauben sollte, daß sie ohne kostbare Toiletten, Bälle und Gesellschaften gar nicht existiren könnten, sich schnell und gewissenhaft in eine eiserne Nothwendigkeit fügen. Ist es, weil sich ihnen dadurch etwas Neues bietet, weil die Lust am Gegensatz zu ihrer bisherigen Lebensführung sie reizt? Ich weiß es nicht. Thatsache ist, daß Frau von Torstenau sich mit einer, kleinbürgerlichen Wirthschaft zufrieden gab, sobald ihr Mann andere Saiten aufzog. Sie hielt Disciplin wie er damals sagte. Dennoch war er nicht zufrieden und ich habe erst vom Sterbenden die Ursache erfahren.“

Baron Kyras hielt inne, um das Mannigfache, das ihm in den letzten Stunden des Freundes zu Gemüth gegangen war, in sich zu ordnen.

„Gustav von Torstenau,“ fuhr er dann fort, „klagte mir, als er rettungslos darniederlag, daß er

sein Weib mit ihrer Tochter hilf- und mittellos zurücklasse. Die Pension, die ihr zukommt, selbst wenn sie die Caution als Capital zurückerhält, ist im Verhältniß zu ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen, die sich auch bei der größten Einschränkung fühlbar machen, nicht der Rede werth. Ich suchte ihn mit allgemeinen Phrasen zu beruhigen, weil ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Er bestand aber darauf, daß er mit der Beruhigung sterben wolle, sich auf mich verlassen zu können. Ich mußte ihm das Versprechen geben, mich der Hinterlassenen thatkräftig anzunehmen. Er wurde dadurch wunderbar gestärkt."

Der Oberst stand vom Tisch auf und ging mit ärgerlicher Miene hin und her.

„Ich kann gar nicht berechnen, wie viel Millionen Teufel in diesem Versprechen stecken," brauste er endlich auf. „Das Geld ist es natürlich nicht, was mir dabei Sorge macht. Wie aber das Geld verwenden? Kann ich einer anständigen Frau ohne Weiteres anbieten, sich von mir beschenken zu lassen? Ich war

jetzt wieder in Wien; sie sieht gar nicht darnach aus, daß man es wagen könnte. Soll ich ihr eine Beschäftigung bei Freunden und Bekannten vermitteln? Ich weiß nicht, wozu sie taugt. Zu alledem kommt noch ein Geheimniß, es schwebt über ihr und macht sie mir verdammt unheimlich; ich kann nicht offen mit ihr sprechen."

„Geheimnisse haben alle Weiber," bemerkte der Doctor mit der geheuchelten Miene des welterfahrenen Mannes.

„Ja freilich," fiel der Oberst ein; „aber Geheimnisse, von denen man gar nicht weiß oder nicht zu wissen braucht, daß sie vorhanden sind. Das Geheimniß dieser Felicia von Torstenau aber ist etwas Schauerliches und kann nicht übergangen werden, wenn man ihr helfen soll. Es schlägt gewissermaßen in Ihr Fach, Doctor; ich vermuthe wenigstens, es hat etwas mit dem Criminalgericht zu thun."

Drittes Capitel.

Der Doctor äußerte sein Interesse, und der Baron ließ sich wieder am Tisch nieder.

„Ich muß eine Ordnung einhalten," sagte er. „Sie sehen, ich bin kein Erzähler von Profession und springe leicht ab, wenn ich bei dem Gegenstand bleiben sollte. Ich sitze also noch immer am Sterbebett meines Kameraden; ich gebe ihm das Versprechen, und er sagt mir: ‚Mußt nicht glauben, daß sie leichtsinnig und verschwenderisch von Natur ist. Etwas drückt auf sie wie eine Schuld, ja, um es beim rechten Namen zu nennen, wie eine Blutschuld. Ich hab' mich mit jeder Art von Leidenschaft, mit Zärtlichkeit und mit Zorn ganz umsonst angestrengt, aus

ihr herauszubekommen, was es ist. Sie weiß nur zu antworten, daß wenn sie zum Richter ginge, um es zu gestehen, er sie auslachen würde, und daß der Beichtvater sie mit allen Bußen, die er ihr auferlegt, nicht von der Last dieser Schuld befreien könnte. Blos um sie zu vergessen, hat sie sich in den Strudel der Zerstreuungen gestürzt, und weil dies am Ende doch nicht geholfen, hat sie sich so gleichmüthig in die eingezogene Lebensweise gefügt.' So hat mein Kriegsbruder gesprochen, bevor er gestorben ist. Ich habe ihm noch beigebracht, daß ich mein Versprechen erst nach Schluß des Feldzugs ausführen könne, und selbst dann erst, nachdem ich den Dienst werde quittirt haben. Er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte, und war zufrieden."

„Sie haben den Dienst erst vor drei Monaten verlassen," bemerkte Frondberg, „und sind doch schon in der Sache thätig gewesen?"

„Natürlich," erwiderte der Baron, „ich habe Felicia von Torstenau in Wien aufgesucht, aber wie ich Ihnen soeben auseinandergesetzt, das verfluchte

Geheimniß hat es zu gar keiner praktischen Verhandlung kommen lassen. Ich habe sie in einem kleinen Vorstadthaus in sehr dürftiger Lage gefunden; die schöne Tochter Valentine, die jetzt achtzehn Jahre alt ist, näht, wie ich glaube, für die Leute. Von einer Bedrängniß war aber gar nicht die Rede. Frau von Torstenau, in Trauerkleidern, todtenbleich, mit kohlschwarzen Augen, spricht nicht eine Silbe, die nicht eine Selbstanklage wäre. Sie nennt den Tod ihres zweiten Mannes eine Strafe des Himmels."

Frondberg schüttelte den Kopf und meinte, solche Uebertriebenheiten verdeckten nur einen Mangel an echtem Gefühl. Dies wollte der Baron nicht gelten lassen; er versicherte, die Aeußerungen Felicias, wie hartnäckig sie auch immer auf die Andeutungen eines Schuldbewußtseins hinausliefen, wären doch unverkennbar einem tiefen Schmerz um den verlorenen Gatten entquollen, den sie ja unsäglich geliebt zu haben schon früher Beweise genug gegeben hätte.

„Was nützt mir aber dies Alles?" fuhr der

Baron fort, „es eröffnet mir keinen Zugang zu dem eigentlichen Zweck meiner Mission bei ihr. Ich brachte es nicht über meine Lippen, von ihrer Armuth zu sprechen und ihr Geld anzubieten; noch weniger hätte ich es anzufangen gewußt, ihr eine Zuflucht in meinem Hause vor Augen zu stellen. Ich bin Junggeselle und sie ist eine anständige Frau. Kann ich ihr sagen, sie möge bei mir wohnen? Sie hat trotz ihres Elends die zahlreichsten Beziehungen zur großen Welt. Freilich kümmert sich diese große Welt sehr wenig um das arme Weib, so lange dies heißen würde, man müsse der unglücklichen Frau durch zart vermittelte Wohlthaten zu Hilfe kommen; sobald ihr aber die Leute weh thun könnten, wären sie gleich bei der Hand. Welches Gerede, welche Verleumdungen, wenn sie mit mir gegangen wäre! Unter welchem Titel sollte sie hier sein? Ich wagte nicht einmal eine Andeutung dieser Art und sah jetzt erst, wie schwer die Pflicht zu erfüllen ist, die ich am Sterbebett des Freundes übernommen habe."

„Aber, Herr Baron," fragte der Doctor lebhaft,

„hat sie Ihnen mit ihren beständigen Selbstanklagen ohne Sinn und Grund nicht den Eindruck des Wahnsinns gemacht oder wenigstens der Hingabe an eine fixe Idee?"

„Nicht die Spur!" erwiderte der Oberst mit einer wienerischen Redensart; „ich glaube vielmehr, sie hat in der That etwas zu beweinen oder zu bereuen; ja ich glaube sogar, der Criminalrichter würde sie nicht, wie Torstenau gemeint hat, bei einem Geständniß auslachen, sondern die Sache sehr ernst nehmen."

„Sapperlot!" rief Frondberg, „dann gehört ja die Geschichte eigentlich in mein Departement. Ich habe meine juristische Laufbahn als Gerichtsadvocat begonnen. Wollen Sie, Baron, daß ich sie inquirire, daß ich ihr die Daumenschrauben meines Verhörs anlege?"

„Sie sind nicht gescheit, Doctor," sagte der Oberst verdrießlich; „was geht uns das Geheimniß an? Haben wir das Recht uns in eine fremde Angelegenheit zu mischen? Ich wüßte eine ganz andere

Art, um Sie zu gebrauchen, Doctor, wenn Sie nicht hundert Meilen von Wien entfernt wären."

„Das verschlägt gar nichts," sprach Frondberg mit einer gewissen ernsten Entschlossenheit, „es ist längst mein Plan, mich wieder in Wien anzusiedeln, um endlich das Leben zu leben. Ich habe ja noch gar nicht angefangen, auf der Welt zu sein; die vermaledeite Kanzlei hat mich ganz aufgefressen. Jetzt ist es Zeit, daß sie mich wieder herausgiebt."

Er lächelte selbstgefällig und wirbelte seinen Schnurrbart, der wie der Bart eines Weisen herunterhing, in die Höhe. Der Baron faßte ihn scharf in's Auge, so daß Frondberg, um nicht wie ein Großsprecher zu erscheinen, den Ausdruck seines Vorhabens ernst und gemessen wiederholte. Beide Männer schenkten sich die Gläser voll und tranken sie langsam und bedächtig aus; Frondberg leerte sogar ein zweites und drittes Glas, ehe der Baron wieder zu sprechen begann.

„Wenn das ist, wenn Sie wirklich nach Wien

gehen — ja, aber Sie wollen dann keine Geschäfte mehr haben, Sie wollen sich nur amüsiren —"

„Geschäfte für Sie, Herr Baron, wären mein größtes Amüsement," fiel Frondberg ein; „außerdem sind zwei Damen im Vordergrund der Sache, und wer ist geeigneter als Frauen, mir die Pforten der eleganten Welt wieder aufzuthun? Ich kann mich ja nicht ausschließlich an die neue Bekanntschaft mit einer Dame halten, deren zwei- oder dreihundert Lenze ich heute Nacht bewundern soll."

Der Wein schien dem Doctor schon ein wenig in den Kopf gestiegen zu sein, aber der Baron achtete nicht darauf, als er weitersprach:

„Mit Felicia von Torstenau werden selbst Sie es nicht recht anzufangen wissen; das Mädchen aber, Valentine, wäre, wie ich glaube, die rechte Schmiede, an die man sich wenden müßte. Als ich mich erhoben hatte und fortgehen wollte, mit mir selbst unzufrieden, daß ich es zu nichts gebracht hatte als zur Ueberreichung meiner Adresse und zu der Bitte,

man möge sich im nöthigen Fall an mich wenden, da begleitete mich Valentine, die bisher in einer Ecke stumm und theilnahmlos bei ihrer Arbeit gesessen, in das kleine Vorzimmer hinaus. Ich wollte es nicht auf den bekannten Treppenwitz ankommen lassen, sondern möglicherweise schon im Vorzimmer gescheit sein, darum fragte ich das Mädchen geradezu, welche Art Unterstützung ich leisten könnte. Das war ein ungeschicktes Wort; Valentine zog die Augenbrauen unwillig zusammen und erröthete tief. ‚Unterstützung,' sagte sie, ‚ist nicht die Sache, über die ich ein Wort verlieren könnte. Sie waren dem verstorbenen Torstenau ein treuer Freund, ich aber bin ein Fräulein von Declan. Mein Vater hat nicht die Ehre gehabt, Sie zu kennen, Herr Baron.' Ich sah meinen Fehler ein und war eifrig bemüht, ihn gut zu machen. Was ich aber herausbrachte, war nur die Mittheilung, daß es für die Gemüthsstimmung der Mama am vortheilhaftesten wäre, wenn sie sich fern von der großen Stadt, besonders aber, wenn sie sich in einer gesunden Gegend auf dem Land aufhalten könnte."

„Da hätten Sie ja die Gelegenheit beim Schopf fassen können," meinte Frondberg; „Gesundheitsrücksichten gehen allen anderen Rücksichten vor, und Sie hätten die Damen gleich mit sich führen können."

Der Baron schwieg und fixirte seinen Gast. Wie als Resultat seiner Beobachtungen klingelte er um eine neue Flasche.

„Ich bin entzückt," sagte er, „daß Ihnen der Burgunder wohl zu behagen scheint, obgleich er ein wenig schwer ist. Erweisen Sie mir die Freundschaft, ihn so lange zu versuchen, als Ihr Behagen daran nicht abnimmt."

Und er schenkte dem Doctor das Glas voll, nachdem er den obersten Theil der Flüssigkeit aus der neuen Flasche in sein eigenes Glas hatte fließen lassen. Auf den Doctor übte dieser kleine Vorgang einen ernüchternden Eindruck. Er wollte nicht zeigen, daß ihn ein wenig Trinken aus der gewohnten Fassung bringen konnte, und indem er sich mit der Hand

über die Stirne fuhr und den Schnurrbart wieder in die Form der Weisheit brachte, sprach er langsam:

„Ich sehe wohl ein, daß es sich um ein Mittel, sozusagen um einen Hebel handelt, Frau von Torstenau und ihre Tochter aus der fatalen Situation herauszubringen, ohne irgend ein Anerbieten zu wagen, das nicht zum Ziel führen würde. Sagen Sie mir vor Allem, Herr Baron, wären Sie geneigt, die Damen hier im Schloß aufzunehmen, wenn sich ein solcher Hebel fände? Würden Sie die Gesellschaft dieser Frauen lieben?"

„In Wahrheit, nein!" erwiderte der Oberst. „Ich hatte mich darauf vorbereitet, ein einsam hausender Schloßherr zu sein. Meine Jugend war nicht glücklich, ja durch Stürme getrübt, die ein Weib heraufbeschworen. Meine Laufbahn als Soldat sollte mich Vergessenheit lehren; anfangs brachte ich es nur zu völliger Gedankenlosigkeit, ich glaubte das Leben in irgend einem Gefecht zu lassen und dachte an weiter nichts in der Welt. Später schien sich das zurückgedrängte Denkvermögen rächen zu wollen;

ich ergab mich mit leidenschaftlicher Vorliebe philosophischen Studien; sie füllten das Garnisonsleben aus. In Urlaubszeiten bewegte ich mich in den Salons der Weltstädte, kehrte aber stets mit Vergnügen zu den Waffen zurück, wenn Krieg war, zu den Büchern, wenn wir Frieden hatten. Jetzt haben wir ihn, ich bin frei, ich will allein bleiben und nur, wenn die Sehnsucht nach Geselligkeit wieder in mir erwacht, ab und zu einen Monat oder zwei in den Städten zubringen. Vergessenheit habe ich trotz alledem in den fünfundzwanzig Jahren, seit mich das Unglück traf, mein ganzes Leben auf eine Weiberseele zu setzen, nicht gelernt. — Aber hören Sie, welche späte Stunde die Pendule ausschreit! Wir frühstücken ja morgen zusammen."

Er erhob sich, und der Doctor fand es ebenfalls wünschenswerth, seine etwas schwer gewordenen Glieder zu strecken. Die Männer wünschten sich gute Nacht, nachdem Frondberg das letzte Glas geleert hatte. Durch einen beleuchteten Corridor ging der Doctor nach dem Schlafzimmer, das er sich

vorbereitet hatte. Bis an die Schwelle dieses Zimmers geleitete ihn Kropaz, der mit einer Art grimmiger Freude auf den Augenblick gelauert hatte, in welchem der Doctor das unheimliche Gemach betreten sollte.

Viertes Capitel.

Der würdige Mann des Rechts, Georg Frondberg, hatte zwar, wie er zu behaupten liebte, noch nicht „gelebt“, aber zu genießen verstand er in dem Grade, daß er weder Zeit noch Mühe scheute, um sich für jede Lage, in die er gerathen konnte, das größtmögliche Behagen zu sichern. Als er Tags vorher vernommen, wie Kropaz den neuen Dienstleuten mit der Zuweisung eines Gespensterzimmers gedroht hatte, war er als treuer Diener des Hauses Kyras rasch entschlossen gewesen, dem Geschwätz von solchem Aberglauben durch eigenes Zuthun ein Ende zu machen, damit der Schloßherr in Zukunft davon verschont bleibe. Dazu schien dem Doctor nichts

besser zu taugen, als selbst in einem der verrufensten dieser Zimmer zu übernachten, um am nächsten Morgen, nach dem Ausbleiben aller Geister-Erscheinungen, den Glauben an solche Dinge bei den Hausbewohnern in Spott und Gelächter zu ersticken.

Infolge dieses Entschlusses war die Prüfung des betreffenden Gemaches das Erste gewesen, was der Doctor am vorigen Tag unternommen hatte.

Der moderige Geruch, der in lange nicht bewohnten Räumen waltet, war sogleich energisch beseitigt, und alle Möbel waren in das Zimmer gebracht worden, deren ein moderner Mensch zu bedürfen glaubt, wo er Nachtruhe halten soll. Die alten Schränke und Geräthschaften, die sich bereits darin befanden, mutheten den ästhetischen Sinn des Doctors behaglich an, und mit wahrem Vergnügen drückte er auf die Klinke, als der ihn begleitende Kropaz sich an der Schwelle entfernen wollte.

„Treten Sie doch ein wenig bei mir ein,“ sagte Frondberg, „es ist möglich, daß ich noch etwas Nothwendiges vergessen habe.“

Der grimmige Verwalter schnitt ein höhnisches Gesicht, als wollte er die Meinung andeuten, der Doctor fürchte sich, das Zimmer allein zu betreten. Lachend sprach Frondberg, der die Meinung des Alten wohl errieth:

„Es hat ja noch lange nicht zwölf Uhr geschlagen und bis dahin, Pan Kropaz, können Sie mir ohne Sorge Gesellschaft leisten."

Damit trat Frondberg in das Zimmer, und der Alte folgte. Eine Nachtlampe brannte auf Anordnung des Doctors ganz hell, das Licht sollte erst später herabgedämpft werden. Der Verwalter nahm auf einem ihn angewiesenen Lehnstuhl Platz, und der Doctor umkreiste den Raum, um zu sehen, ob man nicht mit Hilfe irgend eines Versteckes etwas, was ihn erschrecken sollte, künstlich vorbereitet habe. Alle Winkel und Nischen wurden von ihm sorgfältig durchsucht und auch die hohen alterthümlichen Schränke geöffnet. Nichts Verdächtiges zeigte sich dem prüfenden Beobachter, und mit Wohlgefallen blickte er auf einen altmodischen Kasten mit prächtigem Schnitzwerk,

der sich durch eine leichte Manipulation in einen Schreibtisch verwandeln ließ. Der oberste Theil dieses kostbaren Möbelstückes trug als Zierde eine Figur aus bemaltem Holz, einen Atlas mit der Weltkugel auf den Schultern darstellend. Die Figur mochte im Lauf der Zeit Schaden gelitten haben, denn dem Doctor kam es vor, als ob bei einem festen Schritt die große Kugel auf den Schultern des hölzernen Trägers in's Schwanken geriethe. Doch sagte sich der kluge Doctor, sein eigenes Sehvermögen sei infolge des genossenen Getränkes vielleicht in's Schwanken gerathen.

Er untersuchte jetzt das hohe Himmelbett, das von ebenfalls prächtig geschnitzten Säulen getragen wurde, und dessen schneeweiße Decken und Kissen einladend aus der Höhe herabschimmerten. Um sie erreichen zu können, mußte man über drei mit Sammet überzogene Stufen steigen.

„Alles in Ordnung!" sagte Frondberg und ließ sich Kropaz gegenüber auf dem Sopha nieder. Der Alte wollte sich nun erheben.

„Geduld!“ rief der Doctor. „Ich brauche zwar nichts Handgreifliches mehr, aber ich möchte doch in Kürze einige Aufklärungen darüber, was dieses schöne Schlafzimmer in so schlechten Ruf gebracht hat.“

Der Verwalter sprach am liebsten böhmisch und erzählte in dieser Sprache, daß die Ahnfrau regelmäßig hier sichtbar werde, so oft ein Fremder, der nicht zum Hause derer von Kyras gehöre, sich eingefunden habe. Frondberg fragte, wer zuletzt hier geschlafen, und erhielt als Antwort einen nie gehörten Namen, den Namen einer Prinzessin, wie der Alte behauptete.

Frondberg schüttelte den Kopf; er war mit der Geschichte dieses Schlosses sehr wohl vertraut, und Besuche regierender Fürsten oder auch sonstiger prinzlicher Herrschaften waren zwar vorgekommen, aber als ein zu merkwürdiges historisches Ereigniß, als daß ihm nicht jeder einzelne dieser Besuche bekannt gewesen wäre. Von einer Prinzessin, die Kropaz Adalgisa nannte, hatte er niemals etwas vernommen. Er fragte nach der Zeit des Aufenthalts der Unbekannten in diesem Schloß.

Der alte Verwalter gehörte zu den glücklichen oder unglücklichen Menschen, für die es wegen der Einfachheit und gesicherten Regelmäßigkeit ihres sich stets gleichbleibenden Dahinlebens keine Zeit giebt. Was ihn heute beschäftigte, das hatte ihn in gleicher Weise wohl auch schon vierzig Jahre früher beschäftigt, und der Mangel an Veränderungen überhob ihn der Nothwendigkeit, sich ein Datum zu merken.

„Wann das war, das weiß ich nicht," sagte er, „aber viele Jahre sind es. Damals lebte noch der Großvater des jetzigen Herrn, und der war ein guter Freund eines kaiserlichen Prinzen aus Wien. Der Prinz ist einmal mit seiner Frau viele Wochen hier zu Besuch gewesen. Die Frau war sehr schön und sehr traurig und hat am liebsten in diesem Zimmer geschlafen. Es ist ihr nur einmal erlaubt gewesen vom Prinzen, und weil sie am andern Tag Schauerliches vom Erscheinen der Ahnfrau erzählt hat, so ist der Prinzessin verboten worden, wieder hier zu schlafen, obgleich sie es immer gewünscht hat. Denn sie hat gesagt, daß die Ahnfrau mit ihr Wichtiges

besprochen und nicht damit fertig geworden ist, wie es ein Uhr geschlagen hat. Einmal aber sind die Herren, der Großvater und der Vater, mit dem Prinzen zur Jagd auf mehrere Tage nach Schlesien gegangen, und die Prinzessin Adalgisa ist bei der Baronin, der Mutter des jetzigen Herrn, allein zurückgeblieben. Die Baronin hat der Prinzessin nichts verweigern können, und sie hat während dieser Zeit immer hier geschlafen."

Der Verwalter schwieg mit einem Gesichtsausdruck, als könnte er noch viel mehr sagen, und Frondberg hatte Mühe, das Uebrige langsam aus ihm herauszubringen. Nach seinen Mittheilungen hätte die schöne Prinzessin manchmal wunderbar gesungen, und man hätte ihr auch einen Flügel in dieses Schlafzimmer stellen müssen. Nach Mitternacht hätte der Flügel ein furchtbares Getöse gemacht, als ob zehn Teufel mit den Fäusten darauf herumgeschlagen hätten, und zugleich wäre die Stimme der Prinzessin Adalgisa laut und unheimlich kreischend dazwischen vernommen worden. Am andern Tag aber wäre an der Prin-

zessin nichts von Angst und Schrecken zu merken gewesen, und sie hätte gerade nur an solchen Tagen fröhlich gelacht, während sie sonst immer traurig gewesen.

Frondberg wollte wissen, ob der nächtliche Spuk weiter keine Folgen für die schöne Frau gehabt habe, und Kropaz berichtete mit triumphirendem Gesicht, die Prinzessin sei damals in interessanten Umständen gewesen und sechs Monate später, nach der Geburt eines Sohnes, in Wien im Wahnsinn des Fiebers gestorben. In ihrem Delirium habe sie fortwährend von diesem Schlafzimmer und von der Ahnfrau phantasirt. Eine Kammerfrau der Baronin sei auf den Wunsch der Prinzessin bei ihr in den Dienst getreten und mit ihr nach Wien gegangen, aber nach dem Tod der Unglücklichen zur Baronin zurückgekehrt. Von dieser Kammerfrau sei er auf das Genaueste über die letzten Stunden der Prinzessin unterrichtet worden.

Die Uhr schlug gerade ein Viertel nach elf, und Kropaz erhob sich, theils ängstlich, theils stolz in dem Gedanken, den verwegenen Doctor doch ein wenig eingeschüchtert zu haben.

„Na,“ rief dieser fröhlich, „ich bin keine Prinzessin und noch weniger eine schöne Frau, und an mir wird die Ahnfrau nicht so viel Interesse nehmen, um mich zu besuchen.“

Kropaz hatte bereits die Thürschnalle in der Hand, als er erwiderte:

„Die Ahnfrau ist vielleicht schon im Zimmer; ich glaube, sie liegt dort oben auf dem Bett, und wenn Sie schlafen gehen wollen, so wird sie sich erheben und Sie aus ihren todten Augenhöhlen anschauen.“

Er verschwand, und der Doctor begann sich zu entkleiden. Ehe er das Licht der Nachtlampe dämpfte, warf er noch einen Blick nach der Figur auf dem Schrank und versuchte, ob die Weltkugel bei seinem Tritt noch immer schwankte. Dies war wirklich der Fall, aber jedenfalls konnte daraus nichts weiter entstehen, und nicht einen Augenblick von seinem guten Humor verlassen, sagte sich der Doctor, er sei jetzt Napoleon III., der nur mit dem Fuß stark aufzutreten brauche, um den Weltball zum Zittern zu bringen.

Die plötzliche Erinnerung an diesen Herrscher, der damals im Glanz seiner Vollmacht thronte, brachte den furchtlosen Doctor in eine unerwartete Befangenheit. Statt das Bett zu besteigen, nahm er Schlafrock und Pantoffeln und warf sich noch einmal auf das Sopha. Gerade in jenen Tagen kamen unausgesetzt aus Paris Berichte über die Erfolge der amerikanischen Spiritisten am französischen Hofe. Der Doctor war aufgeklärt und glaubte weder an Geister noch an Geisterseher, und die Letzteren hielt er einfach für Taschenspieler; allein er hatte eine aufgeregte Phantasie und wußte, daß auf diese in sehr unangenehmer Art künstlich hätte eingewirkt werden können. Dem alten Verwalter war es offenbar darum zu thun, dem Doctor irgend etwas Schreckhaftes zu bereiten, um ihn dafür zu bestrafen, daß er sich der neuen Dienstleute schützend angenommen hatte. Sollte sich Jemand im Schloß befinden, der dem Alten beistünde, irgend einen abscheulichen Nachtspuk in Scene zu setzen?

Frondberg stand auf und rückte den Tisch vor

seinem Bett in die Lage, um zwei darauf ruhende Pistolen sogleich ergreifen zu können, wenn er sich aus dem Bett herausbog. Mehr zu thun fühlte er sich nicht mehr fähig, denn der genossene Wein betäubte ihn erst jetzt und machte ihn unfähig, an etwas Anderes, als an den Schlaf zu denken. Mit schon geschlossenen Augen bestieg er das hohe Lager und blieb nicht einen Augenblick mehr wach.

Wie lange er geschlafen haben mochte, wußte er nicht, als ihn ein scharfer Luftzug weckte. Gleich darauf vernahm er ein starkes Getöse, das aber sogleich wieder verstummte. Er griff nach der Waffe und stieg aus dem Bett. Das Fenster in der Nähe des alten Schrankes war zertrümmert, und der Schein der Lampe fiel auf die hölzerne Weltkugel, welche sich von den Schultern des Atlas abgelöst hatte und zu Boden gefallen war.

Fünftes Capitel.

Der Baron Walter von Kyras saß bereits am Frühstückstisch und wartete auf seinen Gast, nicht gerade mit Ungeduld, denn die Post hatte am Morgen eine große Menge von Briefschaften gebracht, die der Baron mit einigem Interesse durchstöberte. Dieses erschöpfte sich jedoch nach und nach immer mehr, weil der Inhalt der in so verschiedener Weise geschriebenen, in so verschiedene Formen gebrachten Briefe sich doch stets ziemlich gleich blieb. Immer lief es auf eine Bitte um Unterstützung hinaus, wenn auch sehr mannigfach begründet und von einander sehr unähnlichen Lebensbeschreibungen begleitet. Nach kaum zwölf Stunden der Besitzergreifung seines er=

erbten Schlosses sollte der Baron schon einen Begriff bekommen, wie viele Hoffnungen auf den Gebieter dieses Hauses gesetzt, wie viele Geschäfte ihm zugemuthet wurden. Auf Meilen in der Runde schien man dem Moment seiner Ankunft entgegengelauert zu haben, um ihm sogleich alle möglichen Angelegenheiten, welche das Leben der Menschen bedrücken, allen Jammer der Erde an's Herz zu legen. Nach Briefen aus Wien von Frau von Torstenau oder ihrer Tochter hatte er jedoch vergebens gesucht.

Der Baron besaß nicht nur natürliche Güte, sondern ein philosophisch geschultes Mitgefühl für das Leiden der Creatur. Wenn er endlich die Papiere mit Verdruß und Unwillen von sich schob, so war nicht der Mangel an Bereitwilligkeit, sondern die Erkenntniß seiner Ohnmacht die Ursache. Er war reich, weit über seine Bedürfnisse hinaus, und ob seine Mittel genügen würden, all diesen flehentlichen Bitten zu entsprechen, war nicht der Gedanke, der ihn beschäftigte oder verstimmte. Allein er war auch ein Mann der strengsten Ordnung und Rechtlichkeit, und

solchen Menschen ist es eigen, daß sie lieber Tausende opfern, als sich um die geringste Summe betrogen sehen wollen. Wie viele Lüge, Falschheit und Hinterlist sich in Bittgesuchen auszubreiten pflegt, wußte er aus Erfahrung; wie sollte er aber diese Masse von Ansuchen einer Prüfung hinsichtlich ihrer Würdigkeit unterwerfen können? Es wäre geradezu nöthig gewesen, seinen ganzen Tag, seine ganze Lebenszeit ausschließlich diesem Zweck zu widmen.

Mit gerunzelter Stirn hing er dieser Betrachtung nach, und sie nahm ihn so sehr gefangen, daß er den endlich eintretenden Doctor nicht einmal nach seinem Abenteuer in dieser Nacht befragte, während er sich doch vorgenommen hatte, über die vom Doctor schon voraus angekündigte und voraussichtlich ausgebliebene Begegnung mit der Ahnfrau sich lustig zu machen.

„Helfen Sie mir aus dieser Belagerung heraus, theurer Freund,“ sagte der Baron, „ich habe nicht im Traum daran gedacht, daß solche Dinge ebenfalls

zu den Annehmlichkeiten gehören, deren sich ein Landedelmann in seiner Einsamkeit erfreuen darf."

Er schob einen Theil der Briefschaften Frondberg zu, der nur in einige der Papiere einen flüchtigen Blick zu thun brauchte, um zu wissen, um was es sich handelte.

„Einsamkeit," sprach Frondberg, „ist überhaupt nichts als eine Phrase, die zufällig in ein einziges Wort zusammengedrängt ist. Es mag sehr arme und unglückliche Leute geben, die man deshalb gern in der Einsamkeit beläßt, und die sich in ihr wohl fühlen. Einsamkeit aber für reiche und glückliche Leute giebt es nicht, denn sie sind ein Magnetberg, der alle Unglücklichen der Welt an sich zieht. Bilden Sie sich nicht ein, Herr Baron, daß Sie in diesem allerdings einsamen Erdenwinkel auch wirklich die Einsamkeit finden werden."

„Ja, was ist da zu thun?" rief Kyras fast mit Schrecken aus.

„Vor Allem ist zu frühstücken," erwiderte Frondberg, indem er auf den zum Serviren eintretenden Pierre

blickte, und der Baron merkte wohl, daß der Doctor erst nach der Entfernung der Dienerschaft den Gegenstand besprechen wollte.

So kam es denn erst wieder, als die Cigarren glühten, zu einer ernsten Unterhaltung. Frondberg, der jetzt vollkommen nüchtern war und die ganze Würde seines Charakters wiedergewonnen hatte, knüpfte an seine Bemerkungen über die Unmöglichkeit der Einsamkeit für reiche Leute die Vorstellung, daß es für den Landedelmann das Beste wäre, eine verständige Frau zu suchen, deren treue Mitwirkung bei allen Geschäften des Hauses dem Mann immerhin noch einige wirklich einsame Stunden zu verschaffen im Stande wäre.

Ton und Miene des Rechtsgelehrten zeugten von dem Ernst, mit welchem er die Angelegenheit besprach. Baron Walter von Kyras war jeder Discussion zugänglich, welche in die Tiefen der Lebensanschauungen führte. Er widmete den Worten des Doctors hingebende Aufmerksamkeit und erwiderte sodann, schein=

bar in leichtem Ton, unverkennbar aber aus dem Innersten seines Gemüthes heraus:

„Ich will nicht heirathen. Halten Sie mich für keinen sentimentalen Narren. Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich einmal vor langen Jahren Unglück im Verhältniß zu einem Weib hatte. Dies bestimmt jedoch nicht im mindesten meine Weigerung; sie ist kein Entschluß, sie ist nicht die Folge einer Entsagung oder einer lächerlichen Treue gegen eine abgethane Vergangenheit. Ich will nicht heirathen, weil sich eben meine Natur nicht mehr in die dazu nöthige Stimmung bringen läßt."

„Es giebt verschiedene Ehen," warf der Doctor ein, „darunter auch solche, bei denen von Leidenschaft weder vor noch nach der Hochzeit die Rede ist. Ich meine, die nach der Hochzeit zu Tage tretenden Leidenschaften sind die entgegengesetzten im Vergleich mit denjenigen, die zur Ehe geführt haben. Ist aber vor wie nach jede stürmische Aufwallung vermieden, so hat man so ziemlich eine Sicherheit für das Glück der Verbindung."

„Sie muß ja aber doch einen Zweck haben," rief der Baron, „und ich sehe nicht ein, was damit erreicht wäre. Brauche ich einen kurzen geselligen Verkehr mit Frauen, so steht mir ein solcher immer für einige Zeit in allen Hauptstädten Europas offen. Eine Frau im Hause wäre für mich die Langeweile auf zwei Füßen."

Der Doctor nahm die auf dem Tisch liegenden Briefschaften in seine Hände, ohne die Masse derselben ganz umspannen zu können, und sprach lebhaft:

„Hier haben Sie die aufgehäufte Langeweile, die sich täglich erneuern und vermehren wird, schon im Haus ohne die Frau, die Ihnen die Langeweile vertreiben könnte."

„Womit?" fragte der Baron mit ungläubiger Miene.

„Sehr einfach," war die Antwort, „eine reife und kluge Frau wäre Ihr Almosenier. Sie liest diese Briefe, sie führt die nöthigen Correspondenzen, um sich von der Bedürftigkeit der Bittsteller zu überzeugen;

sie berechnet mit Einsicht in die Lebensverhältnisse, wie viel sie zu geben hat, und sie berechnet nicht minder, wie weit die Mittel dazu reichen. Sie macht für den Zweck kleine Reisen, sie erzählt Ihnen die merkwürdigen, die rührenden oder komischen Erfahrungen, die das Geschäft der Wohlthätigkeit begleiten, kurz sie ist die Fee des freiherrlichen Hauses Kyras, und während Sie selbst philosophischer Ruhe pflegen, segnet die ganze Welt Sie ob Ihrer menschenfreundlichen Thätigkeit."

Der Baron lachte und rief wie in heiterer Verzagtheit aus:

„So soll ich also zum Besten der Menschheit heirathen, aus purem Wohlthätigkeitssinn mir ein Eheweib aufbürden? Nein, wahrhaftig, Doctor, das geht nicht."

Er blieb aber so sichtlich mit einem Gedanken beschäftigt, daß Frondberg schwieg, um die Entwickelung dieses Gedankens nicht zu stören.

„Sie bringen mich auf etwas ganz Anderes,"

ließ sich endlich der Baron vernehmen; „haben wir nicht gestern von meiner Verlegenheit gesprochen, wie ich der Frau von Torstenau helfen könnte? Zwar diese unglückliche Frau selbst könnte ein Amt, das so viel Verstand und Gemüthsruhe braucht, nicht bekleiden, aber die Tochter schiene mir dazu ganz geeignet zu sein."

Er stand auf und ging nachdenkend hin und her, bis er vor dem Rechtsgelehrten mit den Worten stehen blieb:

„Sie wollen ja nach Wien gehen, Doctor; ist es Ihr Ernst?"

„Mein Ernst," sagte Frondberg, „ist es schon seit dem Augenblick, als ich Wien zum ersten Mal verließ. Das sind mehr als zehn Jahre; seitdem denke ich jeden Tag ernstlich daran, aber tausend Teufel stellen sich immer in die Quere."

Er sprang auf, rieb sich die Hände und war so entzückt, als ob ihm plötzlich eine überraschend freudige Nachricht zugekommen wäre.

„Wahrhaftig," rief er, „in diesem Moment erst

erkenne ich, woran es gefehlt hat, daß die Sache niemals zur Ausführung kam: an einem Auftrag, an einem Geschäft hat es gefehlt. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Baron; ob ich wirklich sogleich übersiedle mit Sack und Pack, das kann ich in diesem Augenblick nicht bestimmen. Wenn Sie mir aber eine Mission geben, so kann ich es als pflichttreuer Mann nicht aufschieben, nach Wien zu reisen, und bei dieser Gelegenheit will ich das Terrain auch für meinen Zweck recognosciren. Ich kann erst an Ort und Stelle sehen, ob ich noch jung bin. Die Stadt ist ja in den zehn Jahren eine ganz andere geworden. Man hat die Basteien niedergerissen, die alten, guten Basteien. Ach Baron, wenn Sie die glänzende Gesellschaft gesehen hätten, die da in den sonnigen Mittagsstunden promenirte! Und wenn Sie mich gesehen hätten, mitten in dieser Gesellschaft, von den Damen förmlich geviertheilt!"

Er stellte sich vor den Spiegel, betrachtete aufmerksam sein Gesicht, fuhr mit der Hand ordnend durch die Haare und zupfte den Hemdkragen von

beiden Seiten in die Höhe. Dan wandte er sich zu seinem Freunde:

„Bin ich nicht gewissermaßen, natürlich mit den nöthigen Klauseln und Vorbehalten, ein blutjunger Mensch?“

„Gewiß,“ erwiderte der Baron lächelnd, „es fehlt Ihnen dazu nichts als die jugendliche Energie, die Ihnen blos ein geschäftlicher Auftrag geben kann.“

Er ließ sich nieder und winkte dem Andern, das Gleiche zu thun. Frondberg nahm sogleich wieder die würdige Miene des Rechtsgelehrten an und hörte aufmerksam auf die mit einigem Zögern vorgebrachten Erwägungen.

Sechstes Capitel.

„Ich halte nach meinem instinctiven Gefühl trotz ihrer großen Jugend das Fräulein Valentine von Declan," begann der Baron, „für jene reife und kluge Person, die nach Ihrer Meinung nöthig wäre, um das Wohlthätigkeitsdepartement in meinem Hause zu regieren. Vor Allem könnte ich dabei hinsichtlich der Ehrlichkeit in der Verwaltung des anvertrauten Gutes völlig sicher sein; sodann aber traue ich ihr den Verstand zu, um die Sache geschickt, und das Herz, um die Sache mit Liebe zu betreiben. Sie könnte aller Welt sagen, daß sie in die Amtskanzlei meiner Herrschaft berufen ist; die Frauenemancipation hat ja schon seit einiger Zeit damit begonnen, daß

die jungen Mädchen buchhalterische Dienstleistungen übernehmen. Natürlich könnte Valentine ihre Mutter nicht allein in Wien zurücklassen, und ebensowenig würde Frau von Torstenau ihre Tochter ohne den Schutz der mütterlichen Begleitung in der Fremde wissen wollen. Auf diese Weise könnte ich das Versprechen, das ich dem Freund auf seinem Sterbebett gegeben, gewissenhaft und zugleich bequem einlösen, das will sagen, ohne den berechtigten Stolz dieser Frauen zu verletzen, und die Welt hätte keinen Anhaltspunkt, frivole Reden zu führen."

Er setzte die Vortheile dieses Gedankens und die Modalitäten der Ausführung noch lang auseinander, so daß dem Doctor zuletzt nur die einzige Frage übrig blieb, ob die betreffenden Frauen ausnahmsweise die Logik besitzen werden, um auf das Dienliche und Geziemende ohne Weiteres einzugehen.

„Ja, die Logik," erwiderte der Baron, „kann man nicht voraussetzen, die müßte eben erst in's Haus gebracht werden. Sie haben ja auf der Universität Logik gehört, wie ich meine, und ebenso ge-

wiß ist, daß Sie in Ihren Rechtsgeschäften diese Wissenschaft praktisch zur Geltung brachten. Dies bei den Damen zu versuchen, das wäre eben Ihre Aufgabe, Doctor, und ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen würde."

„Ich mache mich reisefertig," sagte Frondberg, indem er aufstand und sich nur noch Vorschriften darüber erbat, auf welchem Weg er sich Zutritt in das Haus der Frau von Torstenau zu verschaffen habe, damit die Annäherung einen angenehmen, geselligen und nicht einen befremdend geschäftlichen Charakter trage.

Der Baron hatte sich seit ungefähr seinem zwanzigsten Lebensjahr nur noch selten in Wien aufgehalten und sich dann in militärischen und hochadeligen Kreisen bewegt, welche der Sphäre des bureaukratischen Adels sehr fern lagen, in der Frau von Torstenau die Zeit ihres Glückes und ihres Glanzes verlebt hatte. Indessen war ihm durch seinen verstorbenen Freund der Vormund des Fräulein von Declan, ein Hofrath Angel, dem Namen nach

bekannt, und er wußte auch, daß dieser ein großes Haus führte. Es wurden noch verschiedene Einzelheiten zwischen den beiden Männern besprochen, worauf Frondberg den Tag seiner Abreise nach Wien bestimmte.

Schon war der Doctor im Begriff sich zu verabschieden, als der Baron ihm zurief:

„Apropos, wie ist denn Ihr Stelldichein mit der Ahnfrau abgelaufen? Sie haben mir gar keinen Bericht über die heutige Nacht gegeben.“

Frondberg runzelte die Stirn und erwiderte, daß er aufgehört habe, die Sache als ein bloßes Possenspiel zu betrachten.

Der Baron sah ihn erstaunt an und war nahe daran, zu glauben, der aufgeklärte Doctor sei durch übernatürliche Erscheinungen zum Cultus der Geister und Gespenster bekehrt worden.

„Ich hatte die Absicht,“ erklärte Frondberg, „dem lästigen Geschwätz Ihrer Untergebenen durch Spott und Gelächter und die überzeugende Thatsache, daß nichts in dem verrufenen Zimmer passirt, ein

Ende zu machen. Allein was ist die noch so große Pferdekraft einer Maschine gegen die Macht eines Aberglaubens von zehn oder zwanzig Dienstbotenkraft? Er setzt sich um jeden Preis durch, bedient sich sogar spiritistischer Mittel, und ich kann Ihnen nur rathen, Herr Baron, allem wüsten Gerede in Ihrem Hause durch einen Machtspruch ein Ziel zu setzen. Verkünden Sie, daß Jeder, der hier Geister gesehen haben will oder ein Wort davon spricht, augenblicklich Ihren Dienst verlassen muß."

„Ich bin in meinem Besitzthum noch nicht orientirt," sagte Kyras; „ich kenne weder die alten noch die neuen Leute. Ueberhaupt muß ich noch viele Einrichtungen treffen, bevor der Lebensplan, nach dem ich fortan existiren will, vollkommen in Gang kommen kann. Wie gelangen Sie von hier nach Hause?"

Frondberg wollte einen Wagen aus dem Dorf requiriren, allein der Baron gab es nicht zu, sondern ließ seine Equipage anspannen.

„Ich fahre mit Ihnen nach der Stadt," sagte

er, „ich will bei einigen Honoratioren den herkömmlichen Antrittsbesuch machen. Auch will ich mich umsehen, wie es in dem Städtchen mit dem Verkauf von Luxussachen beschaffen ist. In dieser Beziehung scheint mir hier noch Alles zum rechten Comfort zu fehlen."

Im Wagen knüpfte der Baron wieder an die frühere Bemerkung an, daß er noch nicht orientirt, daß er ein Fremder in der Gegend war, die seine Heimat sein sollte, ein Fremder sogar im Schloß seiner Väter.

„Ich habe es in Jünglingsjahren verlassen," erzählte er; „damals lebte noch mein Großvater und war eigentlich Herr im Hause. Ich erinnere mich seiner recht wohl, wenn ich mir auch erst später, nachdem er längst todt war, nach eigenen Erfahrungen sein Wesen ganz habe erklären können. Er repräsentirte noch vollständig das vorige Jahrhundert, die französische Frivolität, denn er hatte schon vor der großen Revolution lange in Paris gelebt, sich am Hof bewegt und die unglückliche Marie Antoinette

persönlich gekannt; daraus stammte auch seine freundschaftliche Verbindung mit einem kaiserlichen Prinzen, mit einem Verwandten der ‚Oesterreicherin‘, wie die arme französische Königin in Frankreich immer genannt wurde. Jener Prinz aber lebte in Wien.“

Der Baron sah eine Weile schweigend vor sich hin und fuhr dann mit der Hand über die Stirn, als ob er trübe Gedanken verscheuchen wollte. In gleichgiltigerem Ton fuhr er fort:

„Mein Vater war früh kränklich und führte ein stilles Leben. Niemals hatte er einen Beruf in der Welt und für die Welt gewählt, er blieb stets zu Hause. Meiner Mutter kann ich nur mit der zärtlichsten Liebe gedenken; sie war ganz Aufopferung, nur vorhanden, um den kranken Mann zu pflegen und sich meiner Erziehung zu widmen, der ich ihr einziges Kind war. Besondere Umstände haben mich nach dem Tod meiner Eltern bis jetzt von hier fern gehalten, und so ist es gekommen, daß das alte Schloß viele Jahre vereinsamt geblieben ist und daß

es jetzt am nöthigsten fehlt, was ein moderner Mensch braucht, um es darin auszuhalten. Ich brauche sogar einen Secretär für meine Privat-correspondenz; denken Sie daran, lieber Doctor."

Als Frondberg seine Kanzlei betrat, rief er sogleich nach seinem Concipienten, der ihn während seiner Abwesenheit ganz vertreten sollte, und ging auch nach einer langen Unterredung sogleich daran, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Jugendlicher Muth, der sich fast zum Uebermuth steigerte, beherrschte den alternden Rechtsgelehrten, weil er endlich den Schritt wirklich unternehmen sollte, den er so oft nur geträumt und immer wieder hinausgeschoben hatte. Seine Verbindungen und Beziehungen in der kleinen Stadt waren zahlreich; flüchtige Verhältnisse zu verschiedenen Frauen hatte er stets zu knüpfen gewußt, um sich bei der Illusion zu erhalten, ein unterdrückter Lebemann zu sein; aber nirgends war er durch Gemüth oder Verpflichtungen so fest gebunden, daß er mit Bedauern daran gedacht hätte, vielleicht für immer fortzugehen.

Am meisten bewegte ihn noch die Vorstellung, was man im Hause des Herrn Ringelkron dazu sagen werde.

Dieser Herr war ein respectabler Kleinbürger, der sich in früheren Zeiten in Wien und Prag durch Speculationen mit Eisenbahnactien ein ziemliches Vermögen geschaffen hatte. Er verwandte es dazu, in dem kleinen Städtchen, das seine Vaterstadt war, eine Wechselstube im Gang zu erhalten. Sie trug ihm, weil er fortan jedes Wagniß vermied, eine anständige Verzinsung seines Vermögens, was seinen Bedürfnissen genügte. Seine Frau und seine Tochter waren ebenfalls anspruchslose Geschöpfe, und man hätte die kleine Familie für eine ausnahmsweise glückliche halten können, wenn sie sich dies nur selber gestanden hätte. Allein keiner hat ein Glück, wenn er nicht auch das Wissen davon hat, und man muß schon viel Leid durchgemacht haben, wenn man erkennen soll, daß die Abwesenheit eines solchen bereits das Beste ist, was sich auf Erden finden läßt. Ohne diese Einsicht bereitet man sich selbst mannigfache

kleine Leiden, die ein gnädiges Schicksal gar nicht im Sinn hatte.

Das Leid der drei Personen, welche die Familie Ringelkron bildeten, war nur der ledige Stand, die sogenannte „Unversorgtheit“ der hübschen Tochter Christine. Als Frondberg vor zehn Jahren sich hier ansässig gemacht, war Christine fünfzehn Jahre alt, und eine geraume Zeit hindurch war es für die Gevatterschaft der Familie eine ausgemachte Sache, daß er um das Mädchen anhalten werde. Allein der Verkehr dauerte ohne Leidenschaft still weiter, und Christine selbst war nach Jahren darüber im Reinen, daß sie nicht für ihn und er nicht für sie tauge, daß er niemals um sie werben, und daß sie, wenn es dennoch geschähe, die Werbung nicht annehmen würde. Er schwärmte viel zu sehr von dem Leben in der Hauptstadt und von seiner baldigen Rückkehr zu dieser gepriesenen Existenz unter Bedingungen und Einrichtungen, mit welchen sich Christine niemals hätte befassen wollen. Sie aber war wieder, namentlich in ihren sittlichen Anschau-

ungen, für Frondberg zu alväterisch und „beschränkt,“ als daß er es nicht oft im Stillen als eine Strafe angesehen hätte, eine solche Verbindung einzugehen.

Dennoch hingen beide mit wahrer Freundschaft an einander, die durch zehnjährige Gewohnheit befestigt worden war. Der Gegenstand beständiger Neckerei und oft einer ernsten Ereiferung war des Doctors immer wieder erneuerte Erklärung, endlich nach Wien zu gehen, um das „Leben zu leben“, und das immer wieder erneuerte Hinausschieben der großen That. Jetzt war der Augenblick gekommen, der unwiderrufliche Moment der Ausführung, und der Doctor malte sich auf dem Weg zu Ringelkron die Ueberraschung und Verwunderung aus, welche die Nachricht hervorrufen werde.

Siebentes Capitel.

Regelmäßig am Sonntag speiste Frondberg am Familientisch des Wechslers. Nach Tisch schenkte ihm Christine den schwarzen Kaffee ein und zündete ihm die Pfeife an, die mit einem unendlich langen Weichselrohr versehen war. Seltsamerweise floh Niemand die Dampfwolken des Rauches, obgleich sich viele Freunde und Bekannte beiderlei Geschlechts gerade um diese Zeit im Hause einfanden, während alle anwesenden Personen und unter diesen selbst Ringelkron und seine Frau nach und nach das Zimmer verließen, sobald der Doctor die Pfeife weglegte und sich seiner geliebtesten Unterhaltung hingab, die er sich

eben stets für den Nachmittag des Sonntags aufsparte. Sie bestand darin, Violoncell zu spielen. Das Instrument blieb stets im Hause; Frondberg dünkte sich ein Virtuos auf demselben zu sein und nur der Uebung zu entbehren, zu der er die ganze Woche keine Zeit hatte, um mit seiner Meisterschaft glänzen zu können.

Wenn er aber nun, die Augenbrauen im gleichen Takt mit dem Bogen auf und nieder ziehend, die Baßgeige bearbeitete, dann zog sich eben die Gesellschaft discret zurück. Christine allein bewährte eine heldenmüthige Freundschaft und Ausdauer. Mit ihrem Strickstrumpf setzte sie sich dem ausübenden Musiker gegenüber, und nichts konnte sie aus der Fassung und aus der Geduld bringen. Die Staccatos und sonstigen Figurationen mochten noch so kühn, die Läufe noch so ausschweifend abenteuerlich sein, Christine wich und wankte nicht; kaum daß sie manchmal die Hand an das Ohr legte und es bedeckte, als ob sie dort an ihrem Haar etwas zu ordnen hätte. Erst wenn der Künstler, hochroth vor Mühsal und Ent-

zücken, das Instrument beiseite stellte, erhob sich auch Christine, und rasch die Thüren öffnend, gab sie dadurch stumme Kunde, daß es für die Verwandten und Freunde im Gesellschaftszimmer wieder sicher geworden war.

Gewöhnlich nahm Frondberg noch an einer Tarockpartie theil; aber während er den ganzen Abend Karten spielte, wiederholte er sich fortwährend in Gedanken, daß Christine, ungeachtet ihrer Beschränktheit, doch ein wahres Verständniß für die Kunst habe, wenn ihr diese nur im richtigen Licht erscheine. Dazwischen summte er eine Passage aus seinem glorreich vorgetragenen Musikstück.

Außer am Sonntag war Frondberg nur bei ganz außerordentlichen Veranlassungen im Hause Ringelkron anzutreffen, und daher erregte sein Erscheinen an dem Wochentag, als er zur Abreise rüstete, nicht geringe Ueberraschung. Die Eltern hielten zwar gerade ihr Nachmittagsschläfchen, aber die Verwunderung der Tochter machte sich in Ausrufungen Luft, welche bald bewirkten, daß sich die Familie zusammenfand

und beim Anblick des Doctors schon darauf gefaßt war, große Dinge zu vernehmen. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht, denn die Nachricht, Frondberg werde nach Wien abreisen, — mit solcher Bestimmtheit gegeben, daß in der Anzeige der Abfahrtsstunde sogar die Minuten nicht fehlten, welche die Fahrordnung der Eisenbahn angiebt, — war wohl geeignet, mit sprachlosem Staunen aufgenommen zu werden.

„Sieben Uhr zweiundvierzig Minuten," wiederholte Ringelkron, „und der Train hat hier nur sieben Minuten Aufenthalt."

Ringelkron, der nicht sehr gesprächig war, schwieg doch niemals, wenn es Zahlen auszusprechen galt, und hob diese stets als das Wichtigste einer gegebenen Mittheilung hervor.

„Das ist gleichgiltig," sprach der Doctor, sich in die Höhe streckend und nicht geneigt, von dem angebotenen Stuhl Gebrauch zu machen, weil Alles schon in ihm Unruhe und Bewegung war, „das ist gleichgiltig, weil in heutiger Zeit ein Mann von Welt

auch um Mitternacht fix und fertig dasteht. Wenn man noch dazu wie ich an das Wiener Leben gewöhnt ist —"

„Gewöhnt?" sagte Christine. „Die Unterbrechung von zehn Jahren rechnen Sie für gar nichts, Herr Doctor?"

„Für gar nichts," erwiderte er entschieden, „denn hier habe ich gar nicht gelebt; ich setze nur nach einer Pause die alte Gewohnheit wieder fort, diesmal aber, wie ich denke, für immer. Wenn ich mich entschließe, in Wien zu bleiben, so brauche ich nicht mehr hierher zurückzukehren; ich kann mir Alles kommen lassen."

Christine schwieg, indem sie eifrig nach einem Gegenstand zu suchen schien, ohne daß ihr ein solcher fehlte. Ringelkron sah nachdenkend in das Gesicht des Doctors, und nur die Hausfrau ergriff das Wort und zugleich ihre Schürze, als ob sie schon jetzt gewiß wäre, derselben zum Abtrocknen der Thränen zu bedürfen.

„Verzeihen Sie," sagte Frau Ringelkron, „wenn

ich noch nicht recht daran glauben kann. Die hiesige Luft hat Ihnen immer so gut gethan, und wenn man einmal über die erste Blüthe hinaus ist —"

Frondberg ließ sie nicht aussprechen. Er war heimlich entrüstet, daß auf seine Jahre angespielt wurde, aber klug genug, um zu wissen, daß ein entschiedener Widerspruch in diesem Punkt ihn lächerlich machen würde. Darum wählte er einen Ausweg. Er ließ sich jetzt nieder und erkärte mit Würde, daß er zwar vorerst nur die Dinge in Wien sich anschauen wolle, aber nicht zweifle, dort das rechte Element für sein weiteres Leben zu finden, das Element großer, ausgedehnter Thätigkeit in seinem ernsten Beruf, und daß er daher sehr bald vollständig übersiedeln werde.

Christine hatte sich jetzt ebenfalls ruhig niedergelassen und äußerte ihre völlige Uebereinstimmung mit dem Plan.

„Sie sind zu bedeutend für unsere kleine Stadt," sagte sie unter Anderem; „ich habe oft gedacht, Sie müßten sich vorkommen wie ein Riese, der in einem

Bett liegen muß, das für ihn zu kurz ist. Meinen Segen haben Sie," schloß sie lächelnd.

Er war — seltsam genug! — mit dieser Beistimmung nicht ganz zufrieden und gab einer unwillkürlichen Gereiztheit nach, als er bemerkte, der Verkehr mit der wahren Gesellschaft, wie sie nur in einer großen Stadt lebt, werde ihn davor schützen, bei jedem Vergnügen, das er sich gönne, der Frivolität geziehen zu werden.

„Gewiß," erwiderte Christine, „und ich werde froh sein, Ihre großstädtischen Neigungen nicht zu sehen und die Reden anderer Leute darüber nicht zu hören."

Der Doctor stand auf, und man verabredete eine letzte Begegnung vor dem Scheiden. Ringelkron nahm Hut und Stock und begleitete den Fortgehenden; statt sich aber in seine Wechselstube gegenüber zu verfügen, blieb er dem Doctor zur Seite, als dieser den Weg nach seiner Kanzlei einschlug.

Ringelkron war ein verständiger Mann, und trotz seiner kleinen Statur, seiner Glatze und einer ihm stets

schief sitzenden Brille wußte er überall den Eindruck zu machen, daß man einen ernsten und einsichtigen Mann vor sich habe. Schon der Umstand, daß er sich, sobald er einiges Vermögen gewonnen hatte, nicht mehr auf den gefährlichen Boden der Speculation begab, sondern ein bescheidenes und ruhiges Leben in seiner kleinen Vaterstadt führte, sprach für seinen Verstand.

„Lieber Herr Doctor," sagte er jetzt, neben Frondberg schreitend, „Sie könnten mir in Wien einen großen Dienst leisten. Sie wissen, daß wir, meine Frau und ich, nichts so sehr wünschen, als Christine zu versorgen. Nun ist hier vor einigen Wochen ein bedeutender Getreide- und Fruchthändler aus Wien bei mir gewesen. Er hat sich wegen eines Geschäftes in Hopfen bei uns aufgehalten und war mir empfohlen, um für den Fall des Bedarfs gegen Anweisungen eines ersten Wiener Hauses Geld bei mir zu beheben. Ich hab' ihn natürlich zum Speisen eingeladen, und er hat Christine gesehen. Freilich hat er kein Wort mit ihr gesprochen, sondern immer

nur von Geschäften mit mir. Nur einmal, wie ich ihm nämlich im Bahnhof zum Abschied die Hand drückte, hat er die kuriosen Worte gesagt: ‚Ich bin Wittwer und habe nicht die mindesten Kinder.'"

„Kurz," unterbrach der Doctor etwas ungeduldig, „Sie wollen ihm Ihre Tochter geben; aber was habe ich dabei zu thun?"

„Ich will sie ihm nicht so ohne Weiteres geben," fuhr der Andere, etwas eingeschüchtert, fort, „aber er hat mir einen langen Schreibebrief geschickt und um Christine geworben. Ich möchte nun, lieber Herr Doctor, daß Sie in Wien nachsehen, ob er wirklich so respectabel ist, wie es aussieht. Ich weiß dann, daß Christine keines anderen Menschen Rath so gern befolgen würde, als den Ihren, Herr Doctor."

„Ich werde sehen, ob mir dazu Zeit bleibt," meinte Frondberg und zwar so ernsthaft, daß er, von Ringelkron sich verabschiedend, sogar vergaß, nach dem Namen des respectablen Freiers zu fragen, über welchen er Erkundigungen einziehen sollte.

Ringelkron glich dieses Versehen dadurch aus, daß er dem Doctor ungebeten eine große Karte zusteckte, auf welcher die Firma und die Adresse des Betreffenden verzeichnet waren.

Der große Augenblick war nun in der That gekommen. Zur bezeichneten Stunde an einem naßkalten Herbstabend bestieg Doctor Georg Frondberg, in einen Pelz gehüllt und mit vielem Handgepäck versehen, den Waggon, nachdem in den vorhergegangenen sieben Minuten des Aufenthaltes Frau Ringelkron ihm unter heftigem Schluchzen einen Blumenstrauß überreicht und ihr Gatte mehrmals die schiefsitzende Brille abgenommen und die feucht angelaufenen Gläser geputzt hatte. Nur Christine hatte sich dem Anschein nach vollkommen gleichmüthig verhalten und einen einzigen Händedruck mit dem Scheidenden getauscht.

Achtes Capitel.

Auf dem Graben in Wien standen schon damals palastähnliche Gebäude, die zu bewohnen ein Luxus war, selbst wenn man nur eines ihrer obersten Stockwerke in Anspruch nahm. In einem dieser Häuser, viele Treppen hoch, befand sich eine Wohnung, die nur aus einem Schlafzimmer, einem winzigen Salon und einem Kämmerchen für den Bedienten bestand. Wer die Einrichtung ohne ihren Bewohner gesehen hätte, würde sich unter dem letzteren nur ein weibliches Wesen zu denken vermocht haben, denn die Teppiche schienen keinen festen Schritt zu gestatten, die Möbel waren zierlich, klein und schwach, als ob sich an ihrer Benützung keine männliche Kraft hätte

erproben dürfen. Allein der Inhaber war ein kaum erst mündig gewordener Mann, der allerdings ein fast weibliches Aussehen hatte. Er war anmuthig gebaut; sein blondes Haar lockte sich, und auf den feinen Zügen seines Gesichtes zeigte sich noch nicht einmal ein Flaum.

Auf dem Tischchen, über welches eine gestickte Decke gebreitet war, stand eine kleine Lampe, und den meisten Raum des niedlichen Salons nahm ein Instrument ein von einer Art, die damals noch wenig verbreitet war: ein Harmonium. Vor diesem saß der junge Mann und gab sich der Hervorbringung der unendlich weichen Töne hin, die den Charakter der Flöte und der Orgel zugleich besaßen. Er war in sein Spiel so ganz versunken, daß er das Aufgehen der Thür nicht vernahm. Ein wie ein Page gekleideter knabenhafter Diener ließ einen starken, robusten Mann ein, von welchem man fürchten konnte, seine Bewegungen würden die zierliche Behausung zertrümmern. Er entfernte den Pagen durch einen Wink und blieb stehen, um ohne eine Regung dem

Spiel zu lauschen. Es gefiel ihm offenbar, und dennoch schüttelte er zuweilen unwillig den Kopf. Erst als die Klänge verhallten, vernahm das feine Ohr des Spielenden den Athemzug eines Andern. Der junge Mann wandte sich um und sprang überrascht auf.

„Hofrath Angel, Sie hier! — die vielen Treppen, das schlechte Wetter . . .“ stotterte er mehr als er sprach.

„Ich will mich niedersetzen; wenn ich nur nichts zerbreche,“ sagte der Hofrath in guter Laune; „den Ueberrock aber lege ich nicht ab, es ist verteufelt kalt hier.“

Der junge Mann machte eine Miene des Bedauerns, während er den alten Herrn am Arm zum Sopha geleitete und sich auf einem Stühlchen ihm gegenüber niederließ.

„Ja, ja, das sieht Ihnen ganz ähnlich,“ sagte Angel; „gekleidet sind Sie wie ein Prinz, aber ich wette, Sie haben den ganzen Tag noch nichts Ordentliches gegessen; seidene Tapeten giebt es hier genug,

und Alles duftet von auserlesenen Parfüms, aber kein Stückchen Holz ist vorhanden, um es in den Ofen zu legen, und man erfriert. Das Ueberflüssige haben Sie stets bei der Hand, aber für die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen, kommt Ihnen gar nicht in den Sinn. Lieber Adalbert!"

Der Hofrath begleitete diesen Ausruf mit einer Bewegung der Hände, als ob er den Himmel beschwören wollte, ein Einsehen zu haben.

„Das Predigen ist umsonst," fuhr er dann fort, „das sehe ich schon an ihrer gelangweilten Miene; aber ich bin auch nicht deshalb gekommen. Ich habe Ihnen einen praktischen Vorschlag zu machen."

Adalbert Norman war ohne Eltern und Verwandte. Er war in dem großen kaiserlichen Institut für verwaiste Knaben erzogen worden und hatte bis in sein Jünglingsalter von der Außenwelt Niemand zu sehen bekommen als den Hofrath Angel, der sein Vormund gewesen. Dieser hatte den Jüngling, nachdem er dem Waisenhaus entwachsen, in seine eigene

Familie aufgenommen, wo Adalbert alle nöthigen Lehrer bekommen, um seine Erziehung zu vollenden. Talent und Neigung schienen den Jüngling für den musikalischen Beruf zu bestimmen, doch hinderte ihn ein angeborener Mangel an Energie, sich dafür ernsthaft zu entscheiden. Adalbert hatte ein verschlossenes Wesen und gefiel sich früh in thatlosem Dahinbrüten. Seine melancholische Stimmung schien einen positiven Grund zu haben; der Hofrath und seine Familie bemühten sich jedoch vergebens, dem jungen Mann das Geheimniß zu entlocken, das ihn drückte. Er müsse erst in die Welt hinaus, sagte er, und das Leben kennen lernen, ehe er gestehen könne, was ihn einstweilen nur in Gedanken beschäftige.

Um ihn der schwärmerischen Unthätigkeit zu entreißen, gab ihm der Hofrath in seinem Bureau zu thun, wo Adalbert pflichtgemäß aufarbeitete, was ihm zugetheilt wurde, aber sichtbar ohne die geringste Freude an seiner Thätigkeit und mit heimlichem Widerstreben. So war die Zeit der Mündigkeit herangekommen, und der Hofrath hatte dem Mündel

das bisher verwaltete Vermögen desselben in die eigenen Hände gegeben.

„Von den Zinsen können Sie unmöglich leben," hatte der Hofrath damals gesagt, „aber ich bin nicht mehr verantwortlich für Ihr Thun und Lassen. Ich lasse Ihnen, wenn Sie wollen, die Stelle in meinem Bureau mit einem Gehalt, wodurch Ihr Einkommen genügend ergänzt wäre, um ein bescheidenes bürgerliches Leben zu führen, ganz abgesehen von der Aussicht, daß Sie bei gutem Willen Carrière machen könnten. Tausende würden sich glücklich schätzen, ohne vorhergegangene anstrengende Fachstudien gleich einen solchen Posten einzunehmen."

Adalbert jedoch schätzte sich nicht glücklich. Er gab zu verstehen, daß er sich zu Höherem berufen glaubte, als in unterwürfiger Art Dienste zu leisten, wäre es auch für den Staat. Bei dieser Gelegenheit, als Adalbert das Haus seines Vormunds verließ, war es auch endlich zur Offenbarung des großen Geheimnisses gekommen. Ungleich Hunderten verwaister Menschen, die, wenn sie ihre Eltern niemals gekannt

haben und im Uebrigen ersetzende Gönner und Beschützer finden, sich mit einer oberflächlichen Mittheilung über die Herkunft begnügen, hatte Adalbert Norman sich nicht damit zufrieden gegeben, daß er von dem Portier eines fürstlichen Hauses stammen sollte und durch Gnade der Herrschaft in's Waisenhaus gebracht worden wäre. Man hatte ihm Einzelheiten erzählt, um die Mittheilung glaubhaft zu machen, aber Adalbert war von der fixen Idee beherrscht, sein Schicksal sei noch unmittelbarer mit dem der fürstlichen Familie verknüpft, bei welcher sein Vater die Dienste eines Portiers verrichtet haben sollte.

Als Adalbert diese Idee zum ersten Mal eingestanden, hatte ihn der Hofrath lächelnd auf den Unsinn aufmerksam gemacht, da die Geschichte aller Mitglieder jener fürstlichen Familie offen vor aller Welt Augen lag und nicht das geringste geheimnißvolle Verhältniß darin zu finden war. Der junge Mann hatte hierauf zwar den lauten Widerspruch aufgegeben, hielt ihn aber, wie nicht zu verkennen war, in seiner Seele fest.

Selbständig in die Welt getreten, fröhnte Adalbert vornehmen Neigungen und ließ die Warnungen des Hofraths, daß das kleine Capital auf diese Weise bald aufgezehrt sein würde, unbeachtet verhallen; dennoch ermüdete Angel nicht, den jungen Mann im Auge zu behalten und, wenn möglich, dafür zu sorgen, daß er nicht untergehe. Deshalb war er auch jetzt gekommen und hatte angekündigt, daß er einen Vorschlag zu machen habe.

Adalbert verbeugte sich stumm, und der Ausdruck seines Gesichtes zeigte, daß er im Voraus abgeneigt war, auf etwas einzugehen, was seine Pläne durchkreuzen könnte. Dadurch wurde aber der Hofrath nur angeregt, wieder mit Ermahnungen zu beginnen.

„Ich habe Sie eben spielen gehört," sprach er, „sehr schön! Aber das Instrument und die Art, wie Sie es behandeln, regt sogar meine Nerven auf, der ich mich rühme, eigentlich keine zu haben. Sie jedoch, lieber Norman, sind von jeher furchtbar nervös und müssen sich bei solcher Beschäftigung körperlich ganz ruiniren. Es wäre also eine Wohlthat für Sie, wenn

Sie zu einer gesunden Thätigkeit kämen, dazu auf dem Lande, fern von Wien. Ein tüchtiger Advocat, Doctor Georg Frondberg, ist aus Böhmen hier angekommen und hat mich aufgesucht, um mit mir über das Schicksal der Frau von Torstenau und ihrer schönen Tochter, Fräulein von Declan, zu verhandeln. Das Fräulein ist ja auch meine Mündel."

Adalbert wandte sein Gesicht vom Hofrath ab, und dieser stieß hierauf ein kurzes Lachen aus, bemerkte jedoch nichts zur Erklärung desselben, sondern fuhr fort:

„Der Advocat ist im Auftrag eines steinreichen Gutsbesitzers hier, des Baron Walter von Kyras, in dessen Hause verschiedene Dienstposten zu besetzen sind. Der Baron ist ein alter Soldat, der einsieht, daß er mit Schreibereien nicht gut fort kann, während er doch jetzt erst sich auf sein Schloß zurückgezogen hat und die neue Besitzergreifung viele Briefe nöthig macht. Sie haben eine vortreffliche Handschrift, Verstand und Bildung, und es kostet mich nur ein Wort bei Doctor Frondberg, und Sie sind als Secretär beim Baron aufgenommen. Wollen Sie?"

„Ich kann Wien aus verschiedenen Gründen nicht verlassen," antwortete Adalbert mit Ruhe; „der erste Grund ist, daß sich mir Aussicht eröffnet hat, über meine Herkunft in's Klare zu kommen. Unter meinen neuen Bekanntschaften ist ein hochgestellter Cavalier, dem ich mich eröffnet habe, bisher der einzige Mann, der meine Ueberzeugungen nicht als fixe Idee betrachtet. Mit seiner Hilfe mache ich die Schritte —"

„Das ist nichts," unterbrach ihn der Hofrath ärgerlich, „davon will ich wenigstens nichts hören. Den zweiten Grund aber, weshalb Sie Wien nicht verlassen wollen, kann ich Ihnen selber sagen; er nennt sich Fräulein Valentine von Declan."

Adalbert verbarg mit seinem Taschentuch eine flüchtige Röthe, und der Hofrath äußerte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Diesen zweiten Grund kann ich Ihnen gleich widerlegen. Valentine ist selbst aufgefordert, einen Posten auf dem Schloß des Freiherrn von Kyras zu übernehmen. Was sagen Sie dazu, mein lieber Adalbert Norman?"

Neuntes Capitel.

Der also Angesprochene faltete die Hände wie zu einem stummen Gebet, sein Schutzgeist möge diese Fügung abwenden. Die Geberde war so ausdrucksvoll, daß der Hofrath keine weitere Antwort erwartete. Er stand auf und trat zum Instrument, das er einer genauen Besichtigung unterzog.

„Ein merkwürdiges Ding, so ein Harmonium," sagte er, „wie sind Sie nur darauf verfallen? In meinem Hause haben Sie einfach Clavier gespielt. Das ist zwar so nicht groß, sieht nur wie ein Pianino aus, ist aber so complicirt; es muß Sie viel gekostet haben. Und den Sohn des Hausbesorgers oder, wie die Leute hier sagen, Hausmeisters haben Sie in ein

kostspieliges Theatercostüm gesteckt, um einen idealen Bedienten zu haben. Ich will Ihnen etwas gestehen, mein lieber Adalbert: ich habe einen Augenblick daran gedacht, Sie unter Curatel zu stellen; ich bin aber ein Feind von Gewaltschritten und es fehlt noch eine auffallende Veranlassung." Er nahm seinen Hut und, zog langsam die Handschuhe wieder an, wobei er zu überlegen schien, was er noch vorbringen wollte. „Mein Trost ist," sagte er endlich, „daß das kluge Fräulein von Declan einigen Einfluß auf Sie hat. Sie haben sie in meinem Hause kennen gelernt und sich ihr so sichtbar zugethan gezeigt, daß schon in meiner Familie davon gesprochen wird. Freilich ist es eine thörichte Geschichte. Die Kirche hat gerade für zwei Kirchenmäuse keinen Traualtar."

Er lachte gutmüthig und schlug einen minder scheltenden Ton an.

„Ich will Ihnen Gelegenheit geben, das Fräulein wieder zu sehen. Kommen Sie auf unsern nächsten jour. Valentine wird sich mit ihrer Mutter auch einfinden. Dabei können Sie mir etwas Freundliches erweisen."

Der junge Mann, ganz glücklich, dem gestrengen Herrn einmal etwas nach Wunsch thun zu können, sprach eifrig seine Bereitwilligkeit aus, und der Hofrath äußerte sich folgendermaßen:

„Sie sind ein Virtuose auf diesem Instrument, ich war ganz ergriffen von Ihrem Spiel. Meiner Gesellschaft könnte ich nichts Besseres bieten als Ihre Production. Ich lasse das Harmonium holen und sorge dafür, daß es unbeschädigt zurückkommt."

Norman gab mit Freuden seine Einwilligung, und der Hofrath schied freundlicher, als zu erwarten gewesen war. Wenn er aber glaubte, erst seine Einladung wäre das Mittel gewesen, die beiden jungen Leute mit einander in Verkehr zu setzen, so bewies er nur, daß auch der erfahrenste Mann in solchen Dingen immer naiv bleibt. Norman war längst ein fast täglicher Gast im Hause der Frau von Torstenau, wie armselig und dürftig es sich auch in letzter Zeit gestaltet hatte.

Sogleich nach der Entfernung des Hofraths schritt der junge Mann frierend und fast zitternd durch die

nebeligen Straßen hinaus nach der Vorstadt Mariahilf. Das kleine Haus der Offizierswittwe lag in einer Seitenstraße, und die Treppe war schmal und halsbrecherisch. Dies hinderte nicht, daß die beiden Zimmer, welche die Damen bewohnten, voll von Besuchern waren. Man mag Manches gegen die feine und vornehme Welt einzuwenden haben; den Formen aber, die sie beobachtet, liegt meistens und wenigstens ursprünglich die Schönheit des Menschenherzens zu Grunde. Der Schicksalswechsel der Frau von Torstenau hatte an der Geselligkeit, die sie früher umgeben, äußerlich nichts geändert. Dieselben Menschen, die sich einst zu ihren prächtig ausgestatteten Salons gedrängt, fanden sich getreu auch in den bescheidenen Räumlichkeiten ein, die kurz vorher ein Flickschneider mit seiner Familie bewohnt hatte. Sie schienen einen Unterschied gegen ehemals gar nicht zu bemerken und wetteiferten in Aufmerksamkeiten, als ob sie den Wechsel der Verhältnisse auch nur zu ahnen nicht im Stande wären. Freilich gingen diese von der Form gebotenen Rücksichten der Behandlung nicht tiefer, und

Niemand fiel es ein, irgend welchen Beistand leisten zu wollen. Man plauderte, man scherzte, als wäre nichts geschehen, und hatte damit der Forderung der Delicatesse genügt.

Felicia von Torstenau war nicht die Frau, die sich darüber gewundert oder es anders erwartet hätte. Sie folgte sogar wie früher den an sie ergehenden Einladungen und wußte genau, daß nur das Ausbleiben ihrer Gegenbesuche und der herkömmlichen geselligen „Revanche" das Mittel sein werde, sie nach und nach von dem zahlreichen Verkehr, insofern er zu ihrer Stimmung nicht mehr passen wollte, gänzlich zu befreien. Die Verwandlung der Wohlhabenheit in Armuth scheinbar nicht zu bemerken, hat die feine Welt Tact genug, aber der geringste Formfehler giebt ihr sogleich den Vorwand und das Recht, eine lästig gewordene Beziehung, wie es die mit verarmten Leuten ist, für immer aufzugeben.

In anderer Weise bewies auch Frau von Torstenau, daß es neben der äußeren eine innere Vor-

nehmheit giebt. Sie schien ihrerseits von den Entbehrungen, denen sie jetzt unterworfen war, nichts zu wissen. Mit derselben Gleichgiltigkeit und Ruhe, wie früher ihre kostspielige, führte sie jetzt ihre dürftige Lebensweise. Die feinen Genüsse des reichen Hausstandes hatte sie stets ohne ein Wort freudigen Behagens als selbstverständlich hingenommen; ebenso hatte sie jetzt kein Wort der Klage, ja kein Auge für den Mangel. Valentine, die den praktischen Theil der Lebensführung besorgte, war selbst verwundert, daß ihre Mutter ein Gespräch über Unzulänglichkeit in Toilette und Küche nicht einmal zu verstehen schien.

Adalbert Norman wurde von allen Anwesenden freudig empfangen. Er hatte sich bereits als Künstler zwar nicht einen Namen, aber eine Bedeutung für die Geselligkeit gewonnen. Alle sahen sich unwillkürlich nach einem Flügel um, an welchem sie den jungen Mann oft phantasiren gehört hatten, und erst die Abwesenheit dieses Luxusgegenstandes, welcher mit den übrigen Einrichtungsstücken aus früheren

Tagen längst verkauft worden war, schien der Gesellschaft in Erinnerung zu bringen, daß der Abendbesuch nicht so lang ausgedehnt werden dürfte. Nach und nach verloren sich die Gäste, und Norman blieb allein bei den Frauen zurück. Frau von Torstenau versenkte sich in einen französischen Roman aus der Leihbibliothek, um die beiden jungen Menschen ungestört mit einander flüstern zu lassen, eingedenk des Umstandes, daß der armen Valentine kein anderes Vergnügen mehr übrig geblieben war.

Bald wußte das schöne Mädchen, welches eifrig nähte, was der Hofrath soeben mit Norman gesprochen hatte. Lange hielt Valentine das Haupt gesenkt, während der junge Mann bereits verstummt war. Er harrte auf eine Antwort. Valentine legte plötzlich die Arbeit zur Seite, rückte den Stuhl etwas näher und sah dem Jüngling offen und frei in die Augen.

„Sie fragen, was ich thun werde; das ist aber hier nicht die Hauptsache. Ich weiß mir zu rathen und zu helfen, Sie aber, Adalbert, verzeihen Sie mir, Sie wissen das nicht."

„Um Gottes willen," begegnete Adalbert diesen Worten des Mädchens, „verfallen Sie nicht in denselben Ton wie Ihr und mein Vormund, wie Angel, an dem ein Prediger verloren ging. Ich spreche ja auch nicht zu Ihnen wie zu ihm; ihm gegenüber bin ich verschlossen, und Ihnen sage ich Alles."

„Ich wüßte nicht," erwiderte Valentine mit einem unwillkürlichen Lächeln, „daß Sie mir so Großes anvertraut hätten. Was Sie eigentlich bewegt, so seltsam mit Ihrer eigenen Zukunft zu wirthschaften, davon habe ich keine Vorstellung."

„Mein Unglück ist," sprach Norman ernst, „daß ich nichts so sehr verabscheue als Romanhelden und doch gezwungen bin, selbst ein solcher zu sein. Nicht weil ich liebe — denn wie ich liebe, so hat es noch kein Romanheld zu Stande gebracht. Das wissen Sie, Valentine, nicht wahr, das wissen Sie?"

„Davon ist jetzt nicht die Rede," erwiderte das Mädchen, verweisend und lächelnd zugleich; „Sie wollten mir erklären, weshalb Sie ein Romanheld sind."

„Weil ich in ein mystisches Dunkel gehüllt bin," gab er zur Antwort, „weil ich nichts Genaues über meine Herkunft weiß, kurz, weil ich der Roman bin: ‚Japhet, der seinen Vater sucht.'"

„Das haben Sie mir schon oft gesagt," versetzte Valentine, „aber auch dem Hofrath, und ihm wie mir können Sie nicht sagen, worauf sich Ihre Idee stützt. Glauben Sie mir, es ist nichts Romanhaftes, nichts Wunderbares in Ihrer Geschichte. Tausendmal ist es vorgekommen und niemals in Romanen, tausendmal aber im wirklichen Leben, daß das verwaiste Kind eines treuen Dieners von seiner Herrschaft in eine Erziehungsanstalt gegeben wurde."

Adalbert schwieg eine Weile; es kostete ihn einen Entschluß, weiter zu sprechen. Valentine sah ihn jedoch mit ihren großen Augen herausfordernd an, und ein spöttisches Lächeln umzog ihre Lippen wie einem Knaben gegenüber, der in einem Vortrag stecken geblieben. Dies konnte er nicht ertragen.

„Ich verletze einen Schwur," sagte er, „den ich freilich mehr mir selbst als irgend einem Andern

geleistet habe. Ich war erst vierzehn Jahre alt, als ein kaiserlicher Prinz das Waisenhaus besuchte und sich fast alle Knaben vorstellen ließ, um sie nach ihren Kenntnissen zu befragen. Das ist so Herkommen am Hof. Mich aber zog er an's Fenster, weil es im großen Saal, wo wir versammelt waren, schon zu dunkeln begann. Lange sah er mir in die Augen, dann legte er seine Hand auf meinen Kopf, beugte sich zu mir herab und sprach so leise, daß nur ich es vernehmen konnte: ‚Es hätte wenig gefehlt und Du wärst meinesgleichen gewesen.‘ Dann verließ er mich rasch, kehrte aber sogleich wieder zurück, das Gesprochene schien ihn zu reuen. ‚Schwöre mir, mein Junge,‘ sagte er, ‚daß Du niemals aussprichst, was Du von mir gehört hast, dann wird einst noch ein glücklicher Mann aus Dir werden; sprichst Du aber, so bist Du verloren.‘ Er ging wieder, ohne den verlangten Schwur abzuwarten. Ich habe ihn mir selbst geleistet, und jetzt habe ich ihn gebrochen. Was vermögen Sie nicht über mich, Valentine! Sie haben es jetzt verschuldet, wenn Alles

verloren ist. Ich aber will dennoch nicht ablassen, das Wort des Räthsels zu suchen. Ja, ich habe schon gesucht und es ist mir gelungen, eine Spur zu finden, eine leise, kaum bemerkenswerthe Spur, aber immerhin den Schatten einer Möglichkeit."

Zehntes Capitel.

Valentine war im Tiefsten ihrer Seele von einer naiven und natürlichen Heiterkeit erfüllt und bildete hierin einen starken Gegensatz zu dem jungen Mann, der schon deshalb zur Melancholie neigte, weil ihn seine Leidenschaftlichkeit in jedem Wunsch eine unabweisbare Nothwendigkeit und in jeder Versagung desselben ein trostloses Unglück erblicken ließ. Die Heiterkeit des Mädchens war die eigenthümliche, die sich hauptsächlich nur in der freudigen Erfüllung praktischer Thätigkeit äußert, wie der Trübsinn Adalberts zum Theil aus seinem träumerischen, müßig dahinbrütenden Wesen stammte.

Das Schicksal hatte jedoch die Neigung des

Mädchens zu unbefangener Fröhlichkeit niemals entschieden zum Vorschein kommen lassen. Sie hatte zehn Jahre gezählt, als ihr Vater gestorben, und einen großen Theil ihrer Kindheit hindurch das Krankenlager ihres Vaters vor sich gesehen. Niemand kann ermessen, wie schwer und dauernd die Folgen für das Gemüth der Verwandten sind, die ihre zärtliche Liebe in der unausgesetzten Pflege eines kranken Familienmitglieds zu bethätigen haben. Die trübe Atmosphäre, die in solchem Fall alles Leben und Streben umhüllt, bleibt noch lange unzerstört, nachdem der Leidende dahingegangen ist. Kaum war Herr von Declan aus der Welt geschieden, und ungeachtet der neuen Verbindung, welche die Mutter schon ein Jahr später geschlossen hatte, war auf diese selbst ein krankhafter Zustand übergegangen. Valentine vermochte ebensowenig wie die entfernten Freunde des Hauses die Ursache der Traurigkeit zu ergründen, die sich bei Felicia eingestellt und in Selbstanklagen der wunderlichsten Art äußerte.

Die nächste Rückwirkung auf Valentine war

weder Ueberdruß noch Trübseligkeit; die Leiden ihrer Eltern hatten vielmehr ihr Herz für alle Leiden überhaupt mit ungewöhnlicher Theilnahme erfüllt. Wenig zur Sentimentalität geneigt und im gewöhnlichen Verkehr eher herb und verschlossen als entgegenkommend, wurde Valentine dem Unglück gegenüber weich und hingebend und hätte jedem Schmerz eines Andern gern das Beste geopfert, um Hilfe leisten zu können. Hierin lag auch der Keim ihrer ausgesprochenen Neigung für Adalbert Norman, mit dem sie zuweilen im Hause des gemeinsamen Vormunds zusammengetroffen war. Sobald sie erkannt zu haben glaubte, daß seine Melancholie, sein träumerisches und müßiges Verhalten im Zustand seiner Nerven begründet sei, trat sie ihm näher, als es ihr mädchenhafter Stolz irgend einem andern Mann gegenüber gestattet hätte. Bald hatte sie wahrgenommen, daß er sie liebte und daß sie allein fähig war, durch Aeußerungen einer freundschaftlichen Empfindung sein körperliches Leiden zu mildern und ihm sogar zu einiger Thatkraft und Arbeitslust zu ver-

helfen. Nach dieser Wahrnehmung durchdrang es sie wie ein unabweisbares Pflichtgefühl, seine Liebe so weit gewähren zu lassen, daß er sie gestehen durfte und daß sie die Hoffnungen, mit welchen er seine Leidenschaft begleitete, nicht zerstörend zurückwies.

Mitleidsvoll und doch ein wenig gespannt blickte sie ihn an, als er jetzt vom Schatten einer Möglichkeit sprach, den Nebel, der nach seiner Meinung über seiner Herkunft lag, zu durchbrechen. Er erzählte, daß es seine erste Sorge gewesen, nachdem er als ein mündiger Mann in die Welt getreten war, sich der fürstlichen Familie zu nähern, die angeblich für die Zukunft des verwaisten Knaben, des Portiersohnes, gesorgt haben sollte. Lange blieb ihm der Zutritt verschlossen; der Fürst Rautendorff, den man ihm als den eigentlichen Wohlthäter bezeichnet hatte, lebte nicht mehr, seine Erben hausten auf den Gütern in weit entfernten Gegenden der Monarchie. Briefe, die er an verschiedene Mitglieder der fürstlichen Familie gerichtet hatte, waren lange gänzlich unbeantwortet geblieben, bis endlich eine alte Gräfin, die

eine geborene Rautendorff war, ihm einen ausführlichen, mit vielen frommen Sprüchen und christlichen Ermahnungen begleiteten Bericht sandte, welcher als Antwort auf all seine bisherigen Briefe dienen konnte. Der Bericht schien ihm jede Hoffnung abzuschneiden, das Dunkel seiner Geburt jemals durchdringen zu können. Es hieß darin, daß alle Personen, die darüber hätten Auskunft geben können, längst das Zeitliche gesegnet hätten, somit Niemand einen Aufschluß zu ertheilen fähig wäre, der junge Mann selbst aber sich in den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung fügen sollte, um nicht von dem geraden Weg, der ihm durch den Vormund vorgezeichnet war, von Gottesfurcht und Pflichterfüllung abzuweichen.

So trostlos diese Mittheilung für Adalbert zu sein schien, sie enthielt dennoch einen süßen Kern, mit welchem er seine Schwärmerei nähren konnte. Die Süßigkeit bestand darin, daß der Bericht der Annahme des jungen Mannes, er wäre nicht der Sohn des Portiers, nicht geradezu widersprach, sondern sie

eher bestätigte. Nun wollte es der Zufall, daß er in den geselligen und künstlerischen Kreisen Wiens, in denen er bereits bekannt und beliebt war, einem Fürsten Rautendorff begnet war, einem noch sehr jungen Mann, der von der Virtuosität Normans auf dem Harmonium bezaubert war. Diesem Cavalier schloß Adalbert sein Herz so weit auf, als es ohne Verletzung des Schwurs, den er sich selbst geleistet hatte, möglich war. Um so größer mußte die Ueberraschung und die Freude des jungen Künstlers sein, als der Fürst, dem Adalbert, wie gesagt, nichts von der Begegnung mit einem kaiserlichen Prinzen im Waisenhause verrathen hatte, selbst von einem solchen zu sprechen begann. Er hätte einmal eine mysteriöse Geschichte gehört, an die er sich nicht mehr gut zu erinnern wußte; so viel aber wäre ihm im Gedächtniß geblieben, daß ein kaiserlicher Prinz in Verhältnisse gerathen war, die möglicherweise das Schicksal eines Kindes bestimmt haben könnten. Der Fürst forderte Norman auf, so lange in Wien zu bleiben, als es Jener für nöthig halten sollte; der Fürst wollte Zeit

und Mühe daran wenden, Licht in den Gegenstand zu bringen.

„Ich kann also nicht von hier fort," schloß Norman die Erzählung dieser Thatsachen; „aber als ich vom Hofrath vernahm, daß Sie, Valentine, ein Anerbieten erhalten haben, dessen Annahme uns trennen würde, da —"

Er hielt bewegt inne, die lodernden Blicke auf das Antlitz des Mädchens gerichtet. Valentine erhob sich, wie um den Ausdruck ihrer Miene zu verbergen. Rasch entschlossen aber, eine Antwort zu ertheilen, die dem Gespräch über diesen Gegenstand ein Ende machen sollte, kehrte sie zu ihrem Sitz zurück.

„Der Fürst Rautendorff ist noch jünger als Sie, ebenso unerfahren und ebenso sanguinisch wie Sie. Er sollte es in noch höherem Grad sein, weil er jünger ist, aber es ist unmöglich, noch phantastischer zu schwärmen als Sie, Adalbert. Hofrath Angel meint es gut mit Ihnen; er ist zu Rath gezogen worden, als man Sie, ein Kind von wenigen Jahren, nach Wien gebracht; er muß Alles wissen; können

Sie denken, daß er nicht selbst Alles aufbieten würde, Ihnen eine große Zukunft zu gestalten, wenn Anhaltspunkte dazu vorhanden wären?"

Adalbert schlug die Augen nieder wie ein Schüler bei einer Strafpredigt, allein Valentine täuschte sich, wenn sie diese Haltung für eine Folge ihrer vernünftigen Rede hielt. Sie sollte sogleich erfahren, daß er auf die Worte gar nicht geachtet, sondern einen ganz anderen Gedanken dabei im Sinn gehabt.

„Ich höre nur, wie ich glaube, was ich schon oft widerlegt habe; ich denke nicht an mich," sagte er gepreßt, „ich denke nur, daß Ihre Entfernung droht."

Als Valentine diesen in sichtbarer Angst vorgebrachten Worten nicht widersprach, fand Norman darin eine Bestätigung seiner Furcht und fuhr leidenschaftlich in die Höhe:

„Sie tödten mich, Valentine, wenn Sie nicht hören, was ich mir ausgesonnen habe, wenn Sie nicht thun, was ich verlange."

Er sammelte sich einen Augenblick, um eine feste, männliche Haltung einzunehmen, und sprach dann mit erzwungener Ruhe:

„Das Leben wäre auf diese Weise, wenn es so fortginge, für uns Beide nicht länger zu ertragen. Die Rettung aber und das Glück liegen so nahe. Ich bin in diesem Augenblick ein reicher Mann. Der Fürst bezahlt die Lehrstunden, die ich ihm gebe, sobald ich es fordere, und er hat mir angeboten, mich als Lehrer der Musik in den höchsten Familien des Landes zu empfehlen. Ich habe mich bisher nicht entschließen können, als ein Mann von eigenem Vermögen Arbeit zu leisten und ein Geldstück aus fremder Hand zu nehmen. Sie sehen aber, Valentine, ich brauche nur zu winken, und Schätze liegen zu meinen Füßen. Wie gern will ich diese Schätze sammeln, wenn es für Sie geschieht! Werden Sie mein Weib, und wir leben in Freude und Wohlstand und ich will um diesen Preis sogar die Forschung nach meiner Herkunft aufgeben. Reichen Sie mir die Hand, lassen Sie mich heute dieses Haus als Ihr

Verlobter verlassen, und morgen werde ich mich selbst einen Narren schelten, daß ich, der ich dann mit keinem Prinzen tauschen möchte, nach einer solchen Armseligkeit wie die Verwandtschaft mit einem Prinzen gesucht habe."

Felicia von Torstenau hatte längst ihren französischen Roman bei Seite gelegt und dem immer lauter gewordenen Gespräch der jungen Menschen zugehört. Als jetzt von den Lippen Normans ein so unerwarteter Heirathsantrag gekommen war, erhob sie sich, und der Ausdruck ihrer Züge und ihre funkelnden Augen ließen keine sanfte Zurückweisung des jungen Mannes erwarten. Valentine jedoch kam der Mutter zuvor; das Mädchen sah die Erregung Adalberts, sie glaubte seine Pulse klopfen zu hören, seine Nerven zittern zu sehen. Das tiefe Mitleid, welches der Grundton ihrer Neigung war, überkam Valentine mit der ganzen Macht, der sie stets gehorchte. Ein leiser Händedruck, mit welchem sie den stummen Wink begleitete, der ihre Mutter veranlaßte, sich schweigend zu verhalten, belehrte diese, daß

sie die Entwirrung des peinlichen Momentes getrost der Tochter überlassen konnte.

„Adalbert," sagte Valentine, „Sie werden nicht verlangen, daß ich mich sogleich entscheide. Ich muß auch an Mama denken, an ihre Verhältnisse, an ihre Zukunft. Wir sind von Doctor Frondberg zu einem Wechsel unserer Lebenslage angeregt, der hauptsächlich der Gesundheit Mamas zuträglich wäre. Ich aber werde meiner Mutter niemals von der Seite gehen. Vielleicht läßt sich Alles vereinigen. Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie auf dem jour der Hofräthin Angel erscheinen? Dort wird auch Frondberg sein, dort wird sich Alles lösen. Gehen Sie jetzt; ich liebe Sie ja, ist das nicht die Hauptsache?"

In der That, das letzte Wort wirkte Wunder. Adalbert küßte die Hand des Mädchens und schied sanft und gelassen.

Elftes Capitel.

Zehn Jahre früher waren viele deutsche Beamte aus den westlichen Kronländern Oesterreichs nach Ungarn versetzt worden, um das von der Revolution aufgeregte und politisch zerstörte Land zu pacificiren und zu organisiren. Dies sollte nach den Plänen und Vorschriften geschehen, die in Wien der damalige Minister Bach ausgesonnen hatte, uneingedenk des Umstandes, daß Volksgruppen nicht wie Schachfiguren sich auf bestimmten Feldern festhalten lassen, um ruhig auf eine weitere Bewegung zu warten. Allerdings sah man ein, daß einiger militärische Zwang, aber mit Milde gepaart, dazu nöthig sein würde, und die bezüglichen Beamten wurden daher angewiesen,

scharfen Essig, der zugleich süßester Zucker sein sollte, über das Volk der Husaren zu ergießen, welches die Männer der neuen Ordnung die Bach-Husaren nannte.

Unter diesen nach Ungarn versetzten Beamten befand sich auch Maximilian von Wörther, der erst unter Kaiser Ferdinand geadelt worden war. Er hatte sogleich nach dieser Erhöhung eine vermögliche Frau geheirathet. Aus dieser Ehe waren zwei Kinder entsprungen, ein Sohn, den er Ferdinand taufte aus Dankbarkeit für den gütigen Kaiser, und eine Tochter, die zu Ehren seines Freundes Georg Frondberg den Namen Georgine erhielt.

Wie viele glückliche Stunden hatte Frondberg im Hause Wörthers verlebt! Es war die Zeit der vierziger Jahre, als Beide noch am Anfang ihrer Laufbahn standen. Wörther war ein leidenschaftlicher Musiker, ein ziemlich guter Violinspieler und veranstaltete wöchentlich einmal eine Quartettsoirée, bei welcher Frondberg eifrig die Baßgeige strich. Als im Jahre 1855 Wörther den Ruf nach Ungarn bekam, war auch der gute Doctor gerade veranlaßt

worden, seine Berufsthätigkeit nach der kleinen Stadt in Böhmen zu verpflanzen. Damals zählte der Sohn vierzehn, Georgine zehn Jahre.

Die Regierungsmänner in Ungarn hatten entweder ein komisches oder ein tragisches Schicksal zu erleiden; in beiden Fällen aber waren sie Chikanen, Intriguen und Feindseligkeiten ausgesetzt. Sie konnten darüber lachen, wenn sie ihre Instruction hinsichtlich des Essigs, der zugleich Zucker sein sollte, nicht zu ernst nahmen, im Bewußtsein einer Protection, die sie bald wieder nach Wien zurückberufen würde. Sie konnten aber auch verzweifeln, wenn eine solche Aussicht nicht vorhanden war, und in diese Kategorie gehörte Maximilian von Wörther, der schon 1859 an dem Fieber starb, das er sich an den Hals geärgert hatte.

Die Frau kehrte mit den Kindern nach Wien zurück und machte ein ziemlich großes Haus. Ihre Pension war nicht groß, ihr ursprüngliches Vermögen ein wenig geschmolzen, aber man mußte doch vor der Welt das gewohnte Ansehen behaupten, und zudem

versprach der Gewinn eines schon lange geführten Processes eine bedeutende Erhöhung der Einkünfte. Eine solche Aussicht auf eine noch problematische Zukunft wird von Personen, die zum Leichtsinn neigen, stets wie eine völlige Sicherheit in die Berechnung der Ausgaben mit einbezogen.

Das Erste, was Georg Frondberg in Wien unternahm, war, das Haus des verstorbenen Freundes wieder aufzusuchen. Die Wittwe von Wörther, einst schön gepriesen und reizend, war verblüht, übertrug aber alle Ansprüche in dieser Beziehung gern auf die Tochter. Georgine, jetzt zwanzig Jahre alt, trat dem Doctor als eine blendende Schönheit entgegen. Sie war schlank und etwas geröthet; ihr zierlicher Mund ließ lange, aber weiße Zähne sehen, und ihre Augen waren mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen geschmückt. Der schöne Bogen der letzteren und die interessante Blässe, welche die Röthe des Antlitzes milderte, hätten leicht eine Nachhilfe der Toilettekunst vermuthen lassen.

In ganz Wien kannte man Georgine als eine

auffallende Erscheinung. Stets mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, schritt sie in sonnigen Mittagsstunden neben ihrer Mutter über die belebtesten Straßen und Plätze. Von den Herren wurde sie mit Respect und nicht selten dabei mit einem vertraulichen Lächeln gegrüßt, von den Damen prüfend angesehen. Sie war bereits zweimal verlobt gewesen, und die beabsichtigten Verbindungen hatten sich aus Gründen aufgelöst, über welche man nicht völlig im Klaren war. Niemand jedoch wußte ihr etwas Uebles nachzusagen, und wenn von ihr im Kreise der Männer mehr und öfter als von irgend einer weiblichen Erscheinung gesprochen wurde, so blieb doch ihr Ruf immer unangetastet. Selbst im Café Daum, welches fast ausschließlich von Offizieren aller Waffengattungen besucht und deshalb allgemein „Wallensteins Lager" genannt wurde, hätte bei der häufigen Unterhaltung über Georgine von Wörther auch ihr aufmerksamster Freund kein anstößiges Wort vernehmen können.

Frondberg war sehr entzückt von dem Anblick des Mädchens und setzte den Verkehr mit dem Hause

täglich fort. Dazu war er schon durch Ferdinand angeregt, der, mit allen Vergnügungen und mit allen Gesellschaftskreisen der Stadt vertraut, dem Doctor ein Führer wurde, um das neue Wien dem alten Lebemann wieder vertraut zu machen. Frondberg zweifelte nicht, daß der große Stil, in welchem das Haus geführt wurde, und namentlich die etwas verschwenderische Lebensweise Ferdinands in den Verhältnissen der Familie wohl begründet seien.

In dem Maß, als sich dem Doctor die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens mit den Beziehungen zu dem Hause Wörther unmittelbar verknüpften, gewann auch der Gedanke Macht über ihn, daß ihm nur die Verbindung mit Georgine die beständige Dauer der angenehmen Lebensführung sichern könnte. Er fand sich keineswegs zu alt dafür, und eine Furcht, mit seiner Bewerbung zu scheitern, konnte höchstens auf einer Unzulänglichkeit in der Kenntniß der großen Welt beruhen. Theils hatte, wie er wußte, das lange Verweilen in der Provinz einigen Rost an seinen einst so durchaus weltmännischen Manieren

angesetzt, theils war er mit sich nicht einig darüber, ob das, was er sich in langen Jahren der Praxis erworben hatte, nicht unzureichend erscheinen würde, obgleich ihm ja in Wien eine neue einträgliche Laufbahn offen stand.

Immer lebhafter drängte es ihn, darüber zur Entscheidung zu kommen, und als er das beglückende Versprechen erhalten hatte, eines Nachmittags Georgine, die sich dabei in Gesellschaft ihres Bruders befinden sollte, in ein Privatconcert geleiten zu dürfen, welches nahe bei Wien, in Hietzing, stattfinden sollte, war er entschlossen, in diesen Stunden seine Angelegenheit zur Reife zu bringen. Ferdinand war ein bequemer Begleiter, der leicht entfernt werden konnte, und dann bedurfte es nur einer halben Stunde gegenseitigen vertraulichen Aussprechens, und er würde Georgine als seine Braut zurückführen.

Mit jugendlicher Leichtigkeit sprang er aus dem Fiaker, den er warten ließ, und eilte die Treppe zu seiner Angebeteten hinauf. Er fand sie nicht zu Hause, wohl aber ihre Mutter, welche die Abwesen-

heit Georginens und ihres Bruders mit fast unverständlichen Ausreden entschuldigte. Frondberg war dadurch nicht wenig enttäuscht und herabgestimmt. Er hatte Georgine zu verstehen gegeben, wie viel Wichtigkeit er auf diesen Nachmittag legte, und glaubte sogar durch die Ankündigung einer außerordentlichen Mittheilung ihre Neugier auf das Höchste gereizt zu haben. Jedenfalls mußte sie wissen, daß er den Bruch ihrer Zusage sehr unangenehm empfinden würde. Die Ausgaben, die er bereits für die beabsichtigte Unterhaltung gemacht hatte, war er großartig genug, für nichts zu achten, und erst als Frau von Wörther ihn einlud, die Stunden bis zum Abend bei ihr zu verbringen, und diese Einladung durch die Zusage einiger Mittheilungen über Georginens bisheriges Verhalten unwiderstehlich machte, überkam ihn sein gewohnter praktischer Sinn. Er wollte wenigstens nicht auf seine Kosten den theuren Fiaker länger vor dem Hause warten lassen und entfernte sich mit dem Versprechen, in einem Augenblick wieder zurück zu sein.

Frau von Wörther hatte seine Enttäuschung und Niedergeschlagenheit nichts weniger als unbemerkt gelassen. Ja, es hätte scheinen können, als wäre ihre Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet gewesen. Sie lächelte während der kurzen Abwesenheit des Doctors vor sich hin und gab der Dienerschaft Befehl, zu einer bestimmten Stunde den Kaffee zu serviren. Nicht mehr wie noch einen Moment früher empfing sie den Doctor blos mit Lächeln und Verbeugung, sie kam ihm vielmehr entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Es ist Ihnen ein Weh angethan worden, lieber Doctor," sagte sie, „und ich will versuchen, Ihnen wenigstens durch einen guten Rath wieder wohl zu thun."

Sie zog ihn in ein kleines Boudoir, in einen lauschigen Winkel, wo eine Hängelampe das milde Halbdunkel verbreitete, bei welchem sich so wohl plaudern läßt.

„Wir sind ja schon sehr alte Freunde, mein theurer Frondberg," nahm sie ihre Rede wieder auf,

„wie oft haben wir zu Dreien geplaudert, als mein Unvergeßlicher noch dabei sein konnte! Ich glaube Ihre Absichten zu kennen, und nicht als die Mutter Georginens, sondern als Ihre Schwester, wenn Sie mir das Recht dazu einräumen, will ich zu Ihnen sprechen. Deshalb habe ich mir auch herausgenommen, über einen Gegenstand, den Sie vielleicht noch lange verschwiegen hätten, gleich mit der Thür in's Haus zu fallen.“

Zwölftes Capitel.

Irondberg rückte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Ein tiefes Unbehagen legte sich auf sein Gemüth. Was er noch im Innersten verborgen geglaubt, was er sich selbst noch nicht völlig gestanden hatte, das sollte er jetzt aus dem Mund einer alten Frau wie eine geschäftliche Sache zu hören bekommen. Fast war er versucht, das Gespräch unter irgend einem Vorwand abzubrechen oder, wenn wirklich schon seine Verbindung mit Georgine Gegenstand dieser Erörterung wäre, kurzweg zu erklären, daß er daran niemals gedacht hätte. Während er aber noch schwankte, wie zu handeln wäre, kam etwas ganz

Anderes heraus, als er vermuthete. Frau von Wörther fuhr fort:

„Sie thun mir leid, mein vielgeliebter Doctor. Wie Frau Schwerdtlein im ‚Faust‘ dem Teufel, so möchte ich Ihnen, dem lieben Engel, zureden, an's Heirathen zu denken. Sie werden mich nicht im Verdacht eigennütziger Absicht halten, nicht wahr?“

Einen Augenblick war der Doctor bei dem halb koketten Ausdruck ihrer Miene in der That versucht, zu glauben, Frau von Wörther spreche in gleichem Interesse wie Frau Martha Schwerdtlein. Allein sie ließ ihm nicht lange Zeit zu einer Antwort, sondern sprach ununterbrochen weiter:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihre Absichten errathe. Sie suchen selbst eine Frau, und ich kenne eine hübsche Wittwe, die ganz für Sie paßt, eine Freundin, die für Sie vielleicht nur den Fehler hat, daß sie nicht in Wien lebt. Sie haben ja aber auch so viele Jahre in der Provinz zugebracht —“

Frondberg seufzte erleichtert auf, sein Geheimniß war noch gewahrt. Mit herzlichem Lachen erwiderte

er, daß er die Verlegenheit des Schelms Mephistopheles nicht zu theilen brauche, sondern rund heraus erklären könne, der Plan wäre nichts für ihn.

„Aber, gnädige Frau," fügte er hinzu, „Sie haben mir eigentlich versprochen, von Fräulein Georgine zu erzählen: dies interessirt mich ungemein."

„Wirklich?" erwiderte die Dame mit einem boshaft scheinenden Lächeln; „sie interessirt gar viele Menschen, mehr als mir lieb ist; aber wie kann man sich schützen? Zum Glück schützt sie sich selbst durch ihre hohen Absichten. Ihnen will ich es vertrauen, Ihnen will ich sogar den Namen sagen: Georgine ist nahe daran, eine Verbindung mit einem Fürsten zu schließen, mit dem jungen Fürsten Clemens Rautendorff."

Frau von Wörther erging sich in einem langen Bericht über diese Beziehung, und Frondberg entnahm den Worten der eigenen Mutter des Mädchens, den Mittheilungen über die Lebensweise Georginens, was er schon in der Stadt von Vielen hatte vernehmen

können, daß Georgine eine der ersten Modedamen Wiens war. Sie fehlte bei keiner ersten Vorstellung im Theater, sie wurde zu jedem Ball geladen, auf welchem die Elite der Gesellschaft erschien, sie hatte das Protectorat bei allen Vergnügungen, die zugleich Wohlthätigkeitsacte waren. Im Grund des Herzens fühlte der erfahrene Mann dunkel, daß ein solches Wesen nicht dasjenige wäre, welches ihn beglücken könnte. Allein bei Junggesellen, namentlich bei solchen, welche nicht der Einsamkeit verfallen, sondern der Geselligkeit angehören wollen, wächst die Eitelkeit mit den Jahren und bestimmt endlich ihr ganzes Thun und Lassen. Ein solches Weib zu gewinnen, hieße von der ganzen Welt beneidet und als ein außerordentlicher Mann angesehen werden. Muthig fragte der gute Doctor, ob denn die Leidenschaft des jungen Fürsten Rautendorff von Georgine getheilt werde.

„Leider nicht," erwiderte die Dame, „aber Kinder müssen fast immer zu ihrem Glück gezwungen werden. Sie können sich wohl denken, daß ich Alles in Bewegung setze, um eine solche Verbindung möglich zu

machen, und es fehlt auch eigentlich nichts mehr als die Zustimmung des einfältigen Mädchens."

Frondberg erhob sich. „Du sollst nicht triumphiren, Alte," dachte er und war fest entschlossen, jetzt bei Georgine mit allem Ernst vorzugehen, um ihre Neigung zu gewinnen. Er kündigte seinen Besuch für den nächsten Tag an und entfernte sich wie ein Held, der im Begriff ist, sein Schlachtroß zu besteigen.

Der gute Mann war in Rechtsgeschäften einer der klügsten Köpfe der Welt und wäre es ohne Zweifel auch im praktischen Leben einer großen Stadt gewesen, wenn ihn die lange Trennung von der großen Welt nicht der Erfahrung beraubt hätte, daß die modernen Verhältnisse, je complicirter und schwieriger sie werden, auch Charaktere erzeugen, die mit immer raffinirteren Mitteln auf ihr Ziel losgehen. In Luxus und Glanz zu leben, ist bei Manchen, die keine andere Befriedigung kennen, eine Lebensfrage, die um jeden Preis gelöst werden muß.

Die Familie von Wörther war in ihrem Ver-

mögen sehr zurückgekommen. Die zwei Verlobungen Georginens waren aus keinem andern Grunde zunichte geworden. In beiden Fällen hatte der Bräutigam erkannt, daß die luxuriösen Ansprüche, welche Georgine an die tägliche Existenz stellte, den Mitteln nicht entsprachen, die sie selbst in die Ehe mitbringen sollte. Eine Aenderung der gewünschten Lebensweise stand um so weniger in Aussicht, als dem Mädchen absolut jedes Interesse für die Unterhaltung abging, bei welcher Geist und Herz allein die Kosten bestreiten. Georgine war im Innern leer und ausgehöhlt; ein immer mehr sich steigernder Reiz zu Vergnügungen, eine unter der Form der Blasirtheit immer leidenschaftlicher ausgreifende Genußsucht waren die Achse, um die sich ihr ganzes Wesen drehte.

Wenn der gute Doctor im Sinn gehabt, an dem Nachmittag, welcher dem Besuch des Concerts bestimmt gewesen war, Georgine durch eine Liebeserklärung und einen Antrag auf das Höchste zu überraschen, so hatte sie bei seiner naiven Ankündigung einer Mittheilung, die er ihr zu machen hätte, längst gewußt, um was

es sich handeln sollte. Darum war zwischen ihr und ihrer Mutter der Plan verabredet worden, daß es dazu vorerst nicht kommen dürfe, weil ein so einfacher Gang der Dinge nur zu dem gleichen Resultat geführt hätte wie in den beiden früheren Fällen. Dem Doctor mußte man zunächst seine Absicht als unausführbar darstellen, bevor er sich noch erklärt hatte, um ihn um so erpichter darauf zu machen, sein Ziel dennoch zu erreichen. Nur die auf das Höchste entflammte Leidenschaft konnte blindlings in Alles willigen, was die beiden Frauen bei dem notorischen Reichthum Frondbergs mit ihm durchzusetzen hofften.

Als er am nächsten Tag wieder erschien, brach Georgine bei seinem Anblick in Thränen aus. Sie wäre von der Mutter gezwungen worden, das Concert aufzugeben und eine befreundete Familie zu besuchen, weil Fürst Rautendorff sich dort befand. Sie hätte sich schon so sehr gefreut, einen ganzen Nachmittag mit dem theuren Doctor zu verbringen. Er war von dieser Liebenswürdigkeit sehr bewegt und er-

freut, und es kam nun eine Woche, in der er an jedem Nachmittag sich einfand. Die Stunden sollten mit Musik ausgefüllt werden, und er hatte deshalb bei einem Instrumentenmacher ein Violoncell entlehnt und in das Haus der Frau von Wörther bringen lassen. Erst nach gehöriger Durchprüfung wollte er ein Violoncell kaufen, und Georgine war bestimmt, diese Erprobungen mit zu genießen. Gleich bei der ersten Production jammerte sie, von unsäglichem Kopfschmerz befallen zu sein, hoffte aber, daß sie sich am nächsten Tage dem musikalischen Genuß, den er ihr bereiten wollte, völlig werde hingeben können. Kaum aber hatte der Doctor einige Tacte heruntergestrichen, so stellten sich die tückischen Kopfschmerzen wieder ein, und es blieb nichts übrig, als die Stunden der Conversation zu widmen. Wie ein Traumgebild tauchte dabei in der Seele des Doctors die weit entfernte Gestalt Christinens auf, aber er verscheuchte die Erinnerung.

Die Conversation belohnte ihn genugsam für das Opfer, seine Virtuosität nicht glänzen lassen zu können.

Mit auserlesener Feinheit wußte Georgine ihm täglich um einen Grad näher zu rücken, bis es endlich zu der Erklärung kam, daß von ihrer Seite seiner Bewerbung kein Hinderniß begegnen sollte, wenn er es nur verstünde, die Mutter von dem unseligen Plan mit dem Fürsten Rautendorff loszureißen. Georgine berichtete dem Doctor von jedem Besuch des Fürsten und klagte, daß er ihr stets eine so glänzende Existenz in Aussicht stellte, die so verführerisch wäre, wenn ihr Herz nur auch Antheil daran nehmen könnte.

„Ich habe nicht gerade ein fürstliches Vermögen," sagte der Doctor, „aber um ein Haus in Wien in dem Stil zu führen, wie Sie es gewohnt sind, dazu reicht es schon aus."

„Das würde mir völlig genügen," erwiderte Georgine, „aber Mama hofft, wenn ich mich mit dem Fürsten verbinde, auf die fernere Führung unseres unglücklichen Processes verzichten zu können."

Frondberg ließ sich erzählen, was Georgine da-

von wußte, und versank in Nachdenken. Georgine, die ihn aufmerksam beobachtet hatte, bemerkte ihm jetzt leise und schüchtern, daß wenn ein Rechtskundiger sich der Sache annähme und einen Erfolg verspräche, die Mutter vor Dankbarkeit Alles zu thun im Stande wäre.

Noch an demselben Abend sprach der Doctor über den Gegenstand mit Frau von Wörther selbst. Die Unterredung währte mehrere Stunden. Das Ergebniß war, daß Frondberg versprach, sich mit dem Advocaten der Familie in Verbindung zu setzen.

„Sie besuchen doch morgen den jour der Hofräthin Angel?“ fragte er.

„Eigentlich wäre es nicht schicklich,“ erwiderte die Dame, „weil wir erst in vergangener Woche dort waren, aber die Hofräthin ist selbst zu mir gekommen, um mich zu bitten, wieder zu erscheinen. Diesmal soll es ganz außerordentlich dort zugehen; ein berühmter junger Künstler wird sich auf dem Harmonium hören lassen.“

Nach einer Pause des Nachdenkens versetzte der Doctor:

„Ich habe morgen den ganzen Tag mit Angelegenheiten des Baron Kyras zu thun. Dazwischen wird mir wohl auch eine Stunde für Ihren Advokaten bleiben. Hieher zu kommen, hätte ich keine Zeit; so werde ich froh sein, Sie bei Angels zu treffen.“

Dreizehntes Capitel.

In solcher Weise flochten Mutter und Tochter das Netz, in welches der gute Doctor unentrinnbar eingesponnen werden sollte. Georgine hatte ihn durch allmäliges kokettes Näherrücken fast besinnungslos gemacht, und die Mutter bereitete ihm Schwierigkeiten, die man nicht zu besiegen unternimmt, wenn man sich nicht für ewig und unter allen Umständen gebunden fühlt. Auch Ferdinand von Wörther ließ sich den Nutzen nicht entgehen, den ein Mann wie Frondberg diesem Hause bringen konnte. Als treuer Begleiter des Doctors in den verschiedenen Sphären des Wiener Genußlebens hatte der junge Mann Gelegenheit genug gefunden, die Freundschaft des älteren

Mannes für kleine Darlehen in Anspruch zu nehmen. Endlich rückte Ferdinand auch mit dem Geständniß heraus, daß er in Wucherhände gerathen sei und ein Einschreiten des rechtskundigen Freundes vielleicht noch schlimme Folgen abzuwenden vermöchte.

Frondberg fragte nach dem Gläubiger, der am härtesten drückte, und Ferdinand nannte einen Herrn Theodor Dombitzer in Fünfhaus bei Wien.

Bei diesem Namen stutzte der Doctor und zog aus seiner großen ledernen Brieftasche eine Karte heraus, deren er, seit er sie empfangen, nicht mehr gedacht hatte. Es war dieselbe Karte, welche ihm der Vater Christinens, der Wechsler Ringelkron, auf der Straße übergeben hatte, als er den Doctor bat, in Wien über den Freier Erkundigungen einzuziehen.

„Ist das Ihr Mann?" fragte Frondberg, indem er dem jungen Mann die Adreßkarte hinreichte. Ferdinand bestätigte die Identität, und mit einer ganz eigenthümlichen Energie verlangte der Doctor, sogleich zu dem Mann geführt zu werden. Auf dem Weg

murmelte der Doctor stets grimmig zwischen den Zähnen: „Ein Wittwer ohne die mindesten Kinder.“

Sie fanden den Getreide- und Fruchthändler in seinem Geschäftslocal, und im Laufe des Gespräches kam Frondberg zu der Erkenntniß, daß er es mit einem ganz wackeren Mann zu thun hatte, den nur der Leichtsinn des unbedachten Ferdinand als Wucherer hatte bezeichnen können. Die Schulden stammten aus einer viel früheren Zeit, und es stellte sich heraus, daß Dombitzer das Geld nur aus Gefälligkeit geliehen und aus demselben Grunde die Wechsel prolongirt hatte. Frondberg, nicht geneigt, an pure Uneigennützigkeit zu glauben, ließ nicht nach, bis er den wahren Grund der Bereitwilligkeit Dombitzers erforscht hatte. Dieser kannte wie alle Welt die glänzende Erscheinung des Fräulein von Wörther, und Ferdinand hatte sich nicht gescheut, um Geld herauszubekommen, im Herzen des heirathslustigen Fruchthändlers leise Hoffnungen anzuregen.

Feine Rücksicht war gerade nicht der hervor-

stechende Charakterzug Dombitzers, und darum hatte der Doctor nicht lange zu inquiriren gebraucht, um klar zu sehen. Dombitzer jedoch, indem er selbst jetzt den einstigen Beweggrund als eine Narrheit darstellte, drang um so heftiger darauf, seine Ansprüche an Ferdinand endlich befriedigt zu sehen.

Seltsam verschlingen sich zuweilen in der Menschenseele die widersprechendsten Wünsche zu einer unerklärlichen Einheit. Frondberg, der nichts im Kopf hatte als Georgine, empfand doch eine gewisse Erbitterung gegen den Freier der fernen Christine.

„Ich werde trachten, Herr Dombitzer," sagte der Doctor, „daß Sie befriedigt werden; ich will mit der Mutter dieses leichtfüßigen Jünglings darüber verhandeln. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß ein Mann, der sich in solche Geschäfte einläßt, überhaupt nicht zum Heirathen taugt. Nein, wahrhaftig nicht! Nie dürfen Sie daran denken, Sie mögen noch so lange Zeit nicht die mindesten Kinder haben. Man heirathet nicht — niemals — kein

Mädchen auf der Welt, wenn man Wechsel von einem jungen Mann acceptiren läßt."

Er entfernte sich und ließ den armen Getreide- und Fruchthändler so verdutzt stehen, als ob derselbe plötzlich erfahren hätte, daß weder Getreide noch Früchte mehr auf Erden wachsen wollen.

Der vielbesprochene Abend bei Hofrath Angel war gekommen. Gewöhnlich bestand die Gesellschaft nur aus den vertrauten Freunden des Hauses und die Unterhaltung nur aus Geplauder und Kartenspiel. Allein man war für die vielen großartigen Bälle und Abendunterhaltungen, an denen man bei Anderen theilgenommen hatte, einmal eine glänzende Gegenleistung schuldig, und so drängte sich diesmal eine Reihe der vornehmsten, durch Rang oder Bildung ausgezeichneten Persönlichkeiten in die Salons des Hofraths. Viele Musik ist in den wahrhaft eleganten Kreisen Wiens nicht mehr beliebt, man sucht vielmehr die Quantität der Vorträge durch den Werth und den Ruhm der ausübenden Künstler zu ersetzen. Vorträge von Dilettanten werden vermieden wie eine

Beleidigung, die man den Gästen nicht zufügen dürfe. Die musikalische Bedeutung des jungen Adalbert Norman mußte sich bereits in weiteren Kreisen Geltung verschafft haben, wenn jetzt die eigenthümlichen Zeichen einer großen Spannung der Gesellschaft erkennbar wurden, als der bleiche junge Mann sich vor dem Instrument niederließ. Allerdings war dieses selbst vielen der Anwesenden bisher unbekannt geblieben. Norman spielte Chopin, und gleich bei den ersten Klängen, bevor man noch das Musikstück erkannte, zeigten sich die Frauen überrascht und tief bewegt.

Der Spieler schien diese Wirkung zu empfinden und dadurch in die richtige Stimmung zu kommen. Elegisch, wehmuthsvoll, erschütternd entwickelten sich die Melodien und drangen den Hörern in das Innerste der Seele. Er schien nicht enden zu können, und man verlangte kein Ende; wie mit entflammter Begierde hafteten die Augen der Gesellschaft auf ihm und ihr athemloses Schweigen wurde nur durch den Laut schwerer Seufzer unterbrochen. Thränen flossen, manche der Frauen sanken selbstvergessen zurück in

die Kissen ihrer Sitze, bis plötzlich ein schriller Ton aus dem Instrument drang, der Spieler die Arme sinken ließ und ohnmächtig in seinem Sessel lag.

Rufe des Entsetzens wurden vernehmbar; die Familie des Hofraths umdrängte zuerst den Ohnmächtigen, und ein anwesender Arzt ordnete an, daß man den Leidenden nach einem Gemach trage, wo er allein bleiben könnte. Ein solches war eine kleine Kammer, die nicht in die Räume für das Fest mit einbezogen worden war. Dort improvisirte man aus Decken und Kissen ein Ruhebett, und außer dem Hofrath und dem Arzt bemühten sich noch die Diener des Hauses, den Ohnmächtigen in's Bewußtsein zurückzurufen. Die angewandten Mittel blieben jedoch zum Schrecken der Umstehenden wirkungslos. Man versuchte es mit ungewöhnlichen Essenzen und Einreibungen, aber Norman regte sich nicht und gab kein Lebenszeichen. In ernster Besorgniß prüfte der Arzt immer wieder den Puls und den Herzschlag, und der Hofrath war bereits im Begriff, nach zwei berühmten Professoren zu schicken, als eine junge Dame sich in

das Gemach drängte. Sie kniete am Lager nieder, sie berührte mit ihren Lippen die Stirne des Bewußtlosen, seine Augen, seinen Mund, sie flüsterte ihm endlich unhörbare Worte in das Ohr. Da ging ein Zucken durch seine Glieder, er öffnete die Augen und sagte mit dem Lächeln eines Verklärten:

„Valentine!“

Der Arzt bat die Anwesenden, sich zu entfernen, er wolle allein die nöthigen Maßregeln treffen. Als die besten schienen sich jedoch nach kurzer Zeit die psychologischen Behelfe herauszustellen: der jungen Dame zu rathen, nichts Aufregendes zu sprechen und den Kranken mit ihr allein zu lassen. Valentine schreckte nicht vor dem Gedanken zurück, daß man jetzt in den Salons von nichts Anderem als von ihrem Dazwischentreten sprechen würde. Sie bat Norman, ihr, wenn er es vermöchte, mit kurzen Worten mitzutheilen, was ihn plötzlich beim Spiel so tief erschüttert hätte.

„Nichts,“ erwiderte er, „als daß ich Sie lächeln gesehen habe im Gespräch mit einem fremden Mann,

während Alle schwiegen und lauschten. Sie haben nicht auf den Schmerz und die Leidenschaft geachtet, die ich Ihnen und nur Ihnen allein, weil durch Sie verursacht, mit meinen Tönen habe ausdrücken wollen."

Er hatte dies in Absätzen mehr herausgestoßen als gesprochen und Valentine beschwor ihn, sich ruhig zu verhalten.

„Ihre Nerven sind überreizt," sagte sie, „und in dieser Erregung glauben Sie die Gebilde einer selbstquälerischen Phantasie vor Augen zu haben."

„Nein," erwiderte er mit einer Lebhaftigkeit, die er rasch unterdrückte, weil sie Miene machte, sich zu entfernen, „nein, Valentine, Sie haben den Mann den ich nicht kenne, glückselig angesehen und waren der Gegenwart ganz entrückt, gerade als ich Sie durch mein Spiel ganz nur für mich in Anspruch nehmen wollte."

„Der fremde Mann ist Doctor Frondberg, der nur von Ihnen mit mir sprach, und mein glückseliges Lächeln, wie Sie es nennen, war die Freude, daß

auf die Angelegenheit Ihres großen Geheimnisses aus den Worten des Doctors ein Lichtstrahl fiel."

Diese Erklärung wirkte wunderbar auf den Leidenden. Er richtete sich auf, und in dem raschen Wechsel der Empfindungen, der solchen Naturen eigen ist, veränderte sich sein Aussehen.

„Ich fühle mich unendlich wohl," sagte er, und man konnte es ihm glauben.

Vierzehntes Capitel.

Im Salon des Hofraths verliefen inzwischen die Dinge der vorgezeichneten Ordnung gemäß. Der aufregende Vorfall, der sich soeben abgespielt, hatte allerdings den unmittelbarsten Stoff der Unterhaltung geboten. In Gruppen zertheilt, besprach man das Unerwartete. Die Einen gaben sich ausschließlich dem neuen musikalischen Eindruck hin und entwickelten sehr gelehrt oder mit landläufigen Witzen die Folgen des Harmoniums für das Concertwesen; die Anderen behielten mehr das Mißgeschick des jungen Künstlers im Auge und konnten nicht genug darüber staunen, daß der Jüngling mit den offenbar kranken Nerven und mehr einer verkleideten Dame als einem Mann

gleichend, ungehindert einen Beruf verfolgen durfte, an welchem er zu Grunde gehen mußte. Allein die Primadonna der Hofoper trat zum Klavier, der Capellmeister setzte sich zum Accompagnement nieder — und das Geschehene war vergessen, Alles schwieg in gespannter Erwartung. Die scheinbar allgemeine Hingebung an den Kunstgenuß war jedoch nur ein Tribut, den man der Schicklichkeit und dem eigenen Bestreben zollte, für ausnehmend kunstsinnig zu gelten. In Wahrheit benützte man jedes Forte, um ungehört zu medisiren. Der Vorfall ließ weder die Phantasie, noch die Zungen der Frauen in Ruhe. Der Hofrath hatte, von den Zwischenreden des Arztes unterstützt, die wunderbare Art der Erholung Adalberts mitgetheilt; man wußte, daß sich die schöne Valentine noch drüben bei dem Leidenden befand, und war nicht geneigt, den auffallenden Schritt für die Conversation unausgebeutet zu lassen. Felicia von Torstenau, die sich bisher, vielleicht wegen ihrer schmucklosen Toilette, ziemlich vereinsamt gesehen hatte, wurde plötzlich eine gesuchte Persönlichkeit. Die

Mütter und die älteren Frauen überhaupt machten sich die Plätze neben ihr streitig, und man glaubte auf die zarteste Weise zu Werke zu gehen, wenn man die Verlobung ihrer Tochter mit dem jungen Künstler als eine vollendete Thatsache besprach, denn ohne diese Annahme hätte man ja die Handlungsweise Valentinens überhaupt nicht in schicklicher Art erklären können. Man erschöpfte sich natürlich in herkömmlichen Glückwünschen, nur untermischt mit Ausdrücken der Verwunderung, daß der Schritt so plötzlich geschehen und daß man nicht früher davon unterrichtet worden. Darauf folgten fein zugespitzte, fast unmerkliche, aber tief verletzende Anspielungen auf die materielle Lage des jungen Paares, und man kleidete diese Bosheit sogar in die scheinbare Vermuthung, daß auf der einen oder der andern Seite ein plötzlicher Glücksfall eingetreten sei. Frau von Wörther ging so weit, Felicia zu beneiden, wenn sie vielleicht einen Proceß gewonnen haben sollte, und Georgine bat, die Braut möge sie bei den Einkäufen, die jetzt nothwendig erfolgen mußten, zu Rath ziehen.

Frau von Torstenau, gemüthskrank und stets wie im Traum umhergehend, begann vor innerer Aufregung zu zittern. Sie glaubte aus tiefer Stille plötzlich in eine Schaar tanzender Dämonen hineingerissen zu sein. Seit dem Tode ihres zweiten Mannes war sie gewohnt, dem Tact und dem praktischen Sinn ihrer Tochter unbedingt zu vertrauen. Unzählige Male hatte sie erfahren, mit welcher Klugheit und Sicherheit Valentine auf dem schmalen Pfad dahinging, auf dem allein sich ein verarmtes schönes Mädchen unbehelligt aufrecht erhalten kann. Nie wäre es Felicia eingefallen, Kritik an einer Handlungsweise ihrer Tochter zu üben, und als diese jetzt plötzlich von ihrer Seite verschwunden war, ohne sogleich wiederzukehren, ja selbst als der Arzt das wunderbare Verhalten des Mädchens dem jungen Künstler gegenüber vor der ganzen Gesellschaft erzählt hatte, war Felicia weder erstaunt noch erschreckt. Jetzt stieg ihr mit einem Male alles Blut zu Kopf; sie glaubte, entweder selbst in Geistesverwirrung gerathen zu sein oder eine solche bei Valentine voraus-

setzen zu müssen. Sich von ihrem Sitz erhebend, sah sie wie um Hilfe flehend umher und ergriff instinctmäßig den Arm des Doctor Frondberg, der sich ihr eben genähert hatte.

„Ich möchte Valentine aufsuchen," flüsterte sie, und er geleitete sie, obgleich eben musicirt wurde und Niemand sich sonst durch den Saal bewegte, nach dem kleinen Gemach, wohin man den Leidenden gebracht hatte.

Inzwischen hatte das junge Paar eine eifrige Unterredung geführt. Adalbert, durch sein poetisches Naturell dazu angeregt, vergaß stets in einem Moment, der sich nach seinem Sinn und Geschmack gestaltete, was ihm sonst den ganzen Tag auf dem Herzen lag. So hatte er auch jetzt, statt begierig zuerst nach der Aufklärung zu fragen, die Valentine aus den Worten Frondbergs geschöpft haben wollte, seine Befriedigung über die Poesie eines Augenblicks geäußert, der ihm vergönnte, gleichsam mitten unter dem Getümmel der kalten, fremden Welt ein verborgenes Asyl mit der Geliebten allein zu finden.

Wie viele Ohnmachten wollte er nicht um diesen Preis noch über sich ergehen lassen!

Valentine war nicht gesonnen, ihn noch lange in so ätherischen Betrachtungen schwelgen zu lassen. Das harte Leben drängte dazu, den Dingen der Wirklichkeit fest in das Auge zu sehen.

„Adalbert," sagte sie, „ich habe Ihnen vorausverkündet, daß sich an diesem Abend hier Großes entscheiden werde, weil ich wußte, daß der Doctor aus Böhmen, der niemals Zeit hat, mir hier Rede stehen wird. Geben Sie wohl Acht, was ich Ihnen sage, und antworten Sie wie ein Mann!"

Sie bedachte sich einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Der Doctor ist der Rechtsanwalt des Freiherrn Walter von Kyras. Gerade während Sie spielten, nahm Frondberg, den ich bisher vergebens für Sie zu interessiren gesucht, Antheil an Ihnen. Ich deutete ihm kurz an, daß Sie von einer Idee, vielleicht von einem Wahngebilde, beherrscht sind, welches in Verbindung mit einem längst verstorbenen

kaiserlichen Prinzen steht. Ich nannte ihm diesen Prinzen. Er theilte mir hierauf ebenso kurz mit, daß diese hohe Persönlichkeit vor Jahren auf dem Schloß des Baron Kyras sich aufgehalten hat in Begleitung einer Dame, wahrscheinlich seiner Gemahlin, und daß, wenn überhaupt irgendwo ein Licht in dieses Dunkel gebracht werden könnte, dies nur auf jenem Schloß, nur mit Beihilfe des Baron Kyras möglich wäre."

Die Augen des jungen Mannes leuchteten und er wollte sprechen; Valentine verhinderte dies durch ihre Worte:

„Ich bin entschlossen, den mir angebotenen Posten dort anzunehmen. Ob es räthlich für Sie wäre, ebenfalls dorthin zu gehen und die Stelle als Secretär zu bekleiden, muß Frondberg entscheiden. Wäre ich nicht so fest entschlossen, die große Stadt für immer zu verlassen, den hohlen Menschen des Salons, unter deren Albernheit und Bosheit meine Mutter und ich so viel gelitten haben, für immer

den Rücken zu wenden, so hätte ich nicht den Muth gefunden, zu thun, was ich heute gethan habe. Ich weiß, daß man in diesem Augenblick drüben von mir spricht mit heimlichem Abscheu, der seine Worte von einem heuchlerischen Mitleid borgt. Ich will still und verborgen einer schweren, aber meine Seele ganz ausfüllenden Pflicht leben. Eine Schwierigkeit ist noch zu überwinden: die Abneigung meiner Mutter, Wien zu verlassen."

Rasch und gedrängt schilderte Valentine das Wesen und die Motive dieser Abneigung. Frau von Torstenau war von einem geheimen Leid gedrückt, welches eine Schuld zu sein schien, und sie konnte eine Linderung ihres Gemüthszustandes, wie sie oft selbst erklärte, nur darin finden, daß sie das Grab ihres ersten Mannes regelmäßig jede Woche besuchte. Außerdem fühlte sie, daß die mannigfachen Ereignisse großer und kleiner Art im täglichen Leben einer Hauptstadt eine Zerstreuung seien, nicht im Sinn leerer Unterhaltung, sondern als Mittel, die Gedanken von der steten Wiederkehr zu einem und demselben Punkt

abzuhalten. „In der Einsamkeit auf dem Lande brächte ich mich um,“ hatte sie wiederholt geäußert.

Andererseits wußte Valentine aus dem Munde verständiger Seelenforscher, daß gerade in der Landluft und in der tiefen Stille eines gleichmäßigen Dahinlebens noch Rettung für den Geist und das Gemüth ihrer Mutter zu finden wäre.

„Ich setze alle meine Hoffnung auf den rechtsgelehrten Doctor,“ sagte Valentine, „er wird, er muß die Mutter überreden. Drei Beweggründe machen die Ausführung meines Entschlusses unvermeidlich: die Gesundheit meiner Mutter, dann unsere Armuth, die stets zunimmt und nicht lange mehr zu ertragen wäre; dazu ist heute das Wunder gekommen, daß ich im Dienst des Baron Kyras für Ihre Sache, Adalbert, thätig sein kann. So sehen Sie, wie ich hoffe, die Nothwendigkeit der Trennung ein, falls Sie sich nicht uns anschließen und mit uns nach Böhmen gehen.“

„Niemals,“ rief Norman, „der Doctor ist mir fremd, er kann sich irren, wenn er seinen Baron in die Sache verflochten glaubt; Fürst Rautendorff hin=

gegen ist mir Freund und er hat den Weg frei zum Hof, wo doch unter gewissen Umständen allein eine Entdeckung der Wahrheit möglich ist. Ich will mich in die Trennung fügen, weil sie mir jetzt als das einzige Mittel einer neuen Vereinigung erscheint. Durch die Trennung von Wien wird die Mutter genesen, und Sie, Valentine, werden dann ungestört sich meines Lebens annehmen können, das ganz und gar zu Ihren Füßen liegt. Ich will selbst Ihre Mutter zu bewegen suchen, das Anerbieten des Barons anzunehmen."

„Ach," seufzte Valentine leise, „wie stark und mächtig müßten Sie sein, um etwas über meine Mutter zu vermögen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Frau von Torstenau trat am Arm Frondbergs ein. Sie war so verstört, daß die jungen Leute entsetzt aufsprangen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe sie die Fragen ihrer Tochter auch nur halb beantwortete. Plötzlich aber schien sie sich gesammelt zu haben. Sie bat Alle, sich niederzulassen und sie anzuhören.

Fünfzehntes Capitel.

Valentine und Frondberg harrten in großer Spannung. Der Letztere hatte, der Worte des Barons eingedenk, schon seine ganze Logik vergebens aufgeboten, um Felicia von Torstenau zu bewegen, die ihr vom Freunde ihres Gatten entgegengestreckte Hilfeleistung in der Form ihrer Uebersiedelung nach Böhmen anzunehmen, und ebenso war er umsonst bemüht gewesen, in das dunkle Geheimniß einzudringen, welches auf dem Gemüthe der unglücklichen Frau lastete. Vielleicht hatte eine ungewöhnliche Stimmung Felicia plötzlich vermocht, ein offenes Bekenntniß abzulegen. Auch Valentine war durch den Anblick ihrer Mutter, die niemals eine so schmerzliche Aufregung verrathen

hatte, auf Ungewöhnliches vorbereitet. Wenn nun auch die Rede der Frau von Torstenau kurz war, so reichte der Inhalt doch hin, zu überraschen und gewissermaßen zu erfreuen; denn sie sagte, halb unzusammenhängend, aber durch den starken Ton zu nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erhoben:

„Ich habe mich entschlossen . . . ich bin so unglücklich . . . Valentine hat die Welt herausgefordert . . . man spottet über uns, man beschimpft uns, ich will in dieser Welt nicht mehr leben."

Sie führte ihr Tuch an die Augen, und die Tochter flüsterte ihr beruhigende Worte zu.

„Nein, nein," erhob die erregte Frau wieder ihre Stimme, „Alles ist vorüber. Wir müssen fort, ich will keinen Menschen mehr sehen, reisen wir nach Böhmen, und mag aus uns werden, was Gott will!"

Die Aeußerungen der zunächst betheiligten Personen bewirkten einige Beschwichtigung, aber so außerordentlich war plötzlich die Sehnsucht geworden, ihrer peinlichen Situation zu entrinnen, die sich ihr jetzt erst nach allen Richtungen aufzuschließen schien, daß

Frau von Torstenau darauf bestand, augenblicklich nach Hause zurückzukehren und schon am nächsten Morgen die Reise anzutreten.

„Wir haben nicht viel zu thun," sagte sie jetzt ruhiger, „wir haben keine Freunde, von denen wir Abschied nehmen müßten, und wir haben keine Besitzthümer, die fortzuschaffen lange Zeit brauchte. Ich glaubte niemals den Ort verlassen zu können, der das Grab Declans umschließt, und könnte ich sogleich sterben, in wenigen Tagen, so bliebe ich, um auf diesem Grabe zu sterben. Leben aber, leben unter beständigen Messerstichen, das kann ich nicht, der Himmel verzeih' mir."

Valentine bemerkte, daß in der That nichts im Wege stünde, die Reise schon am nächsten Morgen anzutreten. Die Mittel, mit welchen man das Dasein bis zum Ende des Monats fristen wollte, reichten gerade dazu aus, und was an Bestimmungen für die nächste Zukunft nöthig sei, konnte auch aus der Ferne brieflich geschlichtet werden.

Frondberg war überaus freudig bewegt, er war

fast schon daran verzweifelt, den Wunsch des Barons zur Erfüllung bringen zu können.

„Ich telegraphire ihm morgen mit dem Frühesten,“ sagte er, „daß Ihre Ankunft am Abend bevorsteht. Sie werden sich wohl fühlen in dem alten Schlosse, mein Fräulein, und wenn Sie Freude an romantischem Spuk haben, so schlafen Sie einmal im Zimmer der Ahnfrau. Dort steht ein Atlas mit einer Weltkugel auf den Schultern, machen Sie sich darauf gefaßt, daß sich Ihnen mitten in der Nacht die Weltkugel zu Füßen legt.“

Er war überaus heiter und gab Valentine noch Rathschläge für den Weg und die Ankunft. Da meldete ein Diener, daß die Gesellschaft im Begriffe sei, das Souper einzunehmen. Frondberg übernahm es, die ohne Abschied erfolgende Entfernung der beiden Damen bei der Hausfrau zu entschuldigen; er und Norman, welcher wie betäubt dahinging und keines Wortes mehr mächtig war, begleiteten Frau von Torstenau und ihre Tochter zum Wagen und kehrten dann in den Salon zurück.

Man speiste an kleinen Tischen, und die Herren wählten, wen sie zur Tafel führen wollten. Frondberg hatte sich bereits früher für diesen Fall Georginens versichert, und als er ihr jetzt den Arm reichte, spielte sie eine kleine Scene glühender Eifersucht, die ihn entzückte und zum glücklichsten der Sterblichen machte. Allerdings saß zu seiner Linken Frau von Wörther und ihm gegenüber der bleiche Adalbert Norman, der stumm und düster die freundlichen Aeußerungen der Gesellschaft über seine rasche Erholung unbeantwortet gelassen und jetzt am Tische schweigend vor sich hin starrte, als ob er nur vorhanden gewesen wäre, um die Freude Anderer zu trüben. Der lebenslustige Doctor ließ jedoch von diesem Anblick seine Laune weniger dämpfen als von den Reden und Abmahnungen, mit welchen Frau von Wörther seinen frohen Anspielungen und hoffnungsvollen Aeußerungen entgegentrat. Er versuchte es endlich, sie durch Mittheilungen über den Proceß gnädiger zu stimmen. Wie er es versprochen, hatte er an diesem Tage mit ihrem Advokaten verhandelt

und bot jetzt seine ganze Phantasie auf, um ihr vorzustellen, daß es nur eines Rechtsgelehrten bedürfe, der an der Angelegenheit einiges Interesse nehme, um dieselbe in einen für die Dame vortheilhaften Gang zu bringen. Sie zeigte sich nicht geneigt, ihm ohne thatsächliche Beweise zu glauben, und in ihren Gegenreden tauchte wieder der Name des Fürsten von Rautendorff auf. Beim Klang dieses Wortes belebte sich mit einem Male der stumme und düstere Gast, der bisher keinen Antheil genommen hatte. Adalbert Norman mischte sich in die Unterhaltung. Er erzählte nach und nach kleine, interessante Vorgänge aus dem Leben des Fürsten und verstummte wieder plötzlich, wenn er die Blicke bemerkte, die Mutter und Tochter einander zuwarfen.

In später Nacht, als die Gesellschaft auseinandergegangen und die Damen Wörther ihren Wagen bestiegen hatten, gingen Norman und Frondberg zu Fuße durch die Stadt.

„Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet, Herr Doctor,“ sagte der junge Künstler, „und was

ich aus den Aeußerungen der Frauen erlauschen konnte, mit denen wir bei Tische saßen, wird mir einst willkommene Veranlassung bieten, Ihnen einen Gegendienst zu leisten. Sie haben mir durch die Mittheilung, die Sie Valentine gemacht, daß der Freiherr von Kyras möglicherweise über mein Schicksal Auskunft geben könnte, einen neuen Weg eröffnet, wenn sich mir hier die Wege verschließen sollten. Kommt es dazu, daß ich auch Ihnen eine Auskunft zu geben hätte, welche sich vielleicht auf die Autorität des Fürsten Rautendorff stützen müßte, dann werden Sie meine Dankbarkeit in dem rechten Augenblicke gewahr werden, in welchem sie sich zeigen muß."

Der Doctor verstand diese gewundenen Worte nicht, die auf irgend eine Wendung anzuspielen schienen, von der er keinen Begriff hatte. Er war aber auch nicht geneigt, zu fragen oder über den Gegenstand nachzudenken. Seine ganze Seelenthätigkeit war in diesem Moment auf das Mädchen seiner Wahl concentrirt. Er hatte die außerordentlichen Huldigungen mit angesehen, die Georgine an diesem Abend von

allen Seiten in Empfang genommen, ihm klangen noch im Gemüth die auf Valentine bezüglichen Aeußerungen der Eifersucht nach, in die Georgine ihre Liebe zu kleiden schien, und er sagte sich, daß dieses Weib sein eigen zu nennen und über so Viele zu triumphiren, die nach dem gleichen Ziele strebten, ein Glück wäre, mit dem sich nichts in der Welt vergleichen ließe. Nur mit trockenen Redensarten schied er vor seinem Hotel von Norman, der ihn bis dahin begleitet hatte.

Der nächste Morgen fand Adalbert auf dem Bahnhof, wo Valentine das letzte Lebewohl des jungen Mannes empfing. Er sprach nicht von der Mission, die sie für ihn beim Baron Kyras übernehmen wollte, sondern nur von seinem Schmerz über die Trennung. Sie aber wiederholte ihm, daß sein Schicksal auch einer der Beweggründe ihres Scheidens sei, und schärfte ihm ein, augenblicklich zu gehorchen, wenn sie ihn jemals nach dem Schlosse berufen sollte.

„Wollen Sie das Vertrauen zu mir haben,“

sagte sie, „daß ich Sie nur dann Ihren eigenen Plänen entreißen werde, wenn ich überzeugt bin, daß es sich um wichtigere Dinge handelt als Alles, was Sie hier vorhaben?“

Er gelobte Vertrauen und Gehorsam, und als der Zug sich in Bewegung setzte und Frau von Torstenau äußerte, sie fühle eine Art von Befreiung in ihrem Herzen, da war es für Valentine, als ob der frostige Morgen den Frühling und nicht den Winter angekündigt hätte.

Die Nacht war angebrochen, als sie die Station erreichten, auf der sie die Bahn zu verlassen hatten. Kaum waren sie dem Wagen entstiegen, so erblickten sie den Freiherrn Walter von Kyras, der sie mit kurzen Worten, mit stolzer Freundlichkeit begrüßte. Er geleitete sie zu seiner Equipage, die er jedoch nicht ebenfalls bestieg. Pierre, der Diener, saß neben dem Kutscher auf dem Bock und wurde den Frauen als Derjenige bezeichnet, an den sie sich zu wenden hätten, wenn sie in der ersten Stunde ihres Aufenthaltes

im Schlosse einen Befehl zu geben wünschten. Der Baron zog den Hut und verschwand im Dunkel der Nacht.

Dieser Empfang war aus Freundlichkeit und Kälte gemischt, schien aber gerade das Richtige für die Stimmung der Frauen zu sein. Sie wollten sich nicht als Besucher fühlen, da sie gekommen waren, um Dienste zu leisten; sie wären aber auch nicht gerne allein und unbeschützt in das Haus eingetreten. In den zwei ihnen vorbereiteten Gemächern fanden sie ein Behagen äußerer Art, wie es ihnen seit dem Tode Torstenaus nicht mehr vergönnt gewesen. Edlere Naturen mißachten im Unglück den blos sinnlichen Lebensgenuß und was dazu gehört, um ihn zu verwirklichen; stellt sich aber unerwartet die lang entbehrte Bequemlichkeit wieder ein, dann wirkt sie wie eine vielversprechende Ermunterung, vom Leben auch noch ein inneres Behagen zu hoffen.

Nach erquicklicher Ruhe und als bereits die Mittagsstunde des nächsten Tages nahte, ließ der

Freiherr anfragen, ob die Damen geneigt wären, seinen Besuch zu empfangen. Nach erfolgter Bejahung trat er ein mit so ernster und gemessener Miene, daß sich errathen ließ, welche Schranken er gleich von Anfang an aufrecht erhalten wissen wollte.

Sechzehntes Capitel.

Valentine war von der Natur der Beschäftigungen, die sie auf dem Schlosse zu übernehmen hatte, durch Frondberg genau unterrichtet worden. Deshalb konnte sie dem Baron hilfreich entgegenkommen, als er nach Worten rang, um in möglichst zarter Weise zu erklären, welchen Ernst und ein wie strenges Pflichtgefühl er von der Person erwartete, der er ein so wichtiges und zugleich delicates Amt anvertrauen wollte.

„Ich scheine allerdings etwas zu jung für die Aufgabe," sagte sie, „aber seit fünf Jahren bin ich mit dem Schmerz wohl bekannt, und er ist die beste Schule, um die Leiden Anderer behandeln zu lernen."

Der Baron sah sie einigermaßen verwundert an, weil ihre Jugend und ihre Schönheit der Behauptung zu widersprechen schienen, daß sie bereits gelitten habe. Indessen überkam ihn gerade in ihrem Anblick wieder das rasche Vertrauen auf ihre besondere Befähigung zu diesem Amte, wie er schon dem Doctor geäußert hatte, daß die kurze Unterredung im Vorgemach, als er sie zum ersten Male gesehen, hingereicht, seine Wahl auf sie fallen zu lassen.

Nachdem die Modalitäten des Verkehrs besprochen und die Stunden bestimmt waren, zu welchen Valentine auf dem andern Flügel des Schlosses erscheinen sollte, um ihm über die eingelaufenen Correspondenzen und die wünschenswerthe Erledigung Bericht zu erstatten, schlug der Baron einen andern Ton an. Das Geschäftliche war geordnet und er fühlte sich unwillkürlich gedrängt, aus der Rolle des strengen Schloßherrn herauszutreten, heiterer und geselliger zu erscheinen.

„Ich bin ein alter Soldat,“ sagte er, „und kann mich nicht rühmen, ein besonders liebevolles Herz

für die Menschen zu haben. Gebieten, strafen, zuweilen grausam sein war sozusagen mein Handwerk, und die Erfahrungen, die ich dabei über die Tücke und Bosheit der Leute sammelte, machten aus mir nicht gerade das Ideal eines Menschenfreundes. Wenn ich die Uebel lindern will, die mir in diesen Briefschaften unaufhörlich geklagt werden, so will ich nur der Tradition nicht untreu werden, die sich an das Schloß meiner Väter knüpft, und möchte dabei doch auch nicht in allzu gröblicher Weise betrogen werden."

Es war ihm darum zu thun, nicht mit einem falschen Nimbus besonderen Edelmuthes umkleidet zu sein; er hätte sich gefürchtet, für lächerlich zu gelten, wenn man ihm eine zu große Weichheit des Gemüthes zugeschrieben hätte.

Frau von Torstenau hatte die Verhandlung stumm angehört, weil für sie kein Raum in den getroffenen Anordnungen zu sein schien. Als sich der Baron jetzt zu ihr wendete, sprach sie dies auch aus

und verhehlte nicht, daß sie sich hier überflüssig vorkommen würde, der einzigen Pflicht hingegeben, ihre Tochter nicht allein in der fremden Welt zu lassen. Der Baron hatte es vermieden, sie in allzu weltmännischer Weise zu begrüßen, damit ihr Stolz nicht durch den Anschein verletzt würde, als ob sie eine Freundin wäre, die er unterstützte, und nicht vielmehr eine Stellung einnähme, in der sie auf wohlverdienten Lohn Anspruch hätte. Sie sollte sich hier nicht als ein Gast, sondern als ein nothwendiger Bestandtheil des Hauses fühlen. Darum erwiderte er ihre Bemerkung, daß sie hier überflüssig sei, mit der Betheuerung, daß er gerade auf ihre Hilfe am meisten gerechnet habe.

„Sehen Sie, gnädige Frau, es giebt Fälle, in denen man mit der offenen Hand allein gar nichts auszurichten vermag. Ich aber wäre am wenigsten geeignet, mehr zu thun, als die Hand zu öffnen. Ich will meinetwegen geben, was sich eben mit einem Griff in die Tasche geben läßt, aber so großartig bin ich nicht, daß ich auch meine Zeit, meine Ge-

danken und Empfindungen, also meine Person, den Entbehrenden zur Verfügung stellte. Ich kann Ihnen gleich ein Beispiel geben."

Er erzählte, daß vor einer Woche der Pfarrer des neuen Dorfes auf dem Schlosse erschienen war, um sich für eine arme Frau zu verwenden. „Wie viel?" hatte der Baron gefragt, aber die Antwort erhalten, daß mit Geld hier nichts auszurichten. Die Frau war aus Amerika gekommen, eine Frau Mathilde Boganoff; sie war dorthin noch als Mädchen mit ihrem Liebhaber geflüchtet, den sie gegen den Willen der Eltern heirathen wollte. Der Liebhaber war ein mittelloser russischer Flüchtling gewesen. In Amerika hatten sie sich trauen lassen, einige Zeit von dem kleinen Vermögen gelebt, welches das Mädchen vor der Flucht flüssig gemacht, dann hatte Boganoff im Kriege gegen die Südstaaten Dienste genommen und war in einem Gefecht geblieben. Die Wittwe hatte die Heimreise angetreten und hier erfahren, daß mittlerweile ihre Eltern gestorben und ihr nichts als einen Fluch hinterlassen hatten. Nun

saß sie kummervoll in dem kleinen Dorfe, wo sie einst in glücklichen Tagen mit ihren Angehörigen den Landaufenthalt genossen hatte, verzehrte langsam den Rest ihres Vermögens und suchte nicht einmal eine Sellung für die Zukunft. Der Pfarrer meinte, sie müßte durch Geselligkeit, durch freundlichen nnd heiteren Zuspruch aufgerichtet werden.

„Deshalb hat er sich an mich gewendet," fügte der Baron seiner Erzählung hinzu; „da ist er aber an den Unrechten gekommen. Ich bin so froh, wenn ich von meiner Einsamkeit nichts zu opfern brauche; ich habe mich ja deshalb hierher zurückgezogen. Gegen Neujahr werde ich nach Paris gehen, um mich wieder ein wenig in der Welt umher zu tummeln. Wer weiß, ob ich es fern von meiner Bibliothek lange aushalten werde. Ich glaube, nur ein Krieg könnte bewirken, daß ich wieder mit Vergnügen in die Welt hinauszöge. Ich würde gleich wieder activen Dienst nehmen. Wie sollte ich aber die Unterhaltung, die ich nicht einmal mehr in Paris voraussetze, bei einer klagenden, jammervollen Frau finden!"

Valentine und ihre Mutter sahen ihn befremdet an, so daß er augenblicklich fortfuhr:

„Ich scheine Ihnen wohl sehr hart zu sein. Das ist es aber gerade, wofür ich Ihren Beistand in Anspruch nehmen möchte, gnädige Frau. Sie können der Unglücklichen blos durch Ihre Gegenwart zur Wohlthat werden. Und solche Fälle werden sich noch oft bieten. Sie sehen also, daß Sie hier keineswegs überflüssig sind."

Die Tage vergingen, und wie es vorher bestimmt worden, kamen die Frauen täglich nach dem andern Flügel, wo Valentine dem Baron über die Angelegenheiten der zahlreichen Bittsteller Bericht erstattete, während Frau von Torstenau mit einer Handarbeit oder einem Buche schweigend ihrer Tochter zur Seite blieb. Oft geschah es, daß aus dem Nachmittage, der dazu bestimmt war, der Abend wurde und selbst der späte Abend. Dann nahmen die Frauen den Thee mit dem Baron, und er fand nach und nach solches Gefallen an diesen Abenden, daß er sie mit Absicht herbeiführte. Valentine beschäftigte allmälig

in dem Grade seine Gedanken, daß er mit sich zu Rathe ging. Nicht selten schob er den Philosophen, mit dem er in seiner Bibliothek beschäftigt war, heftig zur Seite und suchte sich Klarheit über den Zustand seines Innern zu verschaffen.

„Als Soldat,“ sagte er sich, „habe ich oft unpassende und unerlaubte Empfindungen zu unterdrücken verstanden. Eine geheime Anwandlung von Furcht, wie tief auch verborgen gehalten, ist vor einer Schlacht immer vorhanden. Sagt nicht ein Engländer: Jeder wäre eine Memme, wenn er den Muth dazu hätte. Allein wie ein Fußtritt ein Insect habe ich solche und ähnliche Anwandlungen mit einem einzigen Fluchwort getödtet. Jetzt will mich das ganz unpassende Gefühl überkommen, von dem ich seit fünfundzwanzig Jahren nichts mehr gewußt habe. Ich bin alt — sie zählt achtzehn Jahre. Kreuzmillionen! was sagt Schopenhauer von den Frauen?“

Er vertiefte sich wieder in sein Buch und glaubte zu lesen, was nicht darin stand: „Ist nicht die Reife des Mannes die sicherste Bürgschaft jenes echten

und wahren Liebesglücks, welches die Natur gewollt hat und das von jungen Burschen immer verpfuscht wird? Auch der reifere Mann kann sich noch selbst betrügen, aber er kann nicht mehr betrogen werden."

Eines Nachmittags erschien Valentine zum erstenmal ohne die Begleitung ihrer Mutter. Sie hatte früher mit sich gerungen, ob sie unter solchen Umständen die Stunde einhalten sollte, aber sich feig gescholten und pflichtvergessen, als sie nur einen Moment daran zweifelte. „Ich bin hier im Dienste," sagte sie sich, „ich bin ein Beamter der Schloßkanzlei und habe auf nichts Rücksicht zu nehmen als auf meine Aufgabe."

Dem Baron gegenüber erklärte sie die Abwesenheit ihrer Mutter mit der Bemerkung, der Baron trage daran die Schuld.

„Frau Mathilde Boganoff hat endlich dem Drängen meiner Mutter nachgegeben und ist zu ihr gekommen. Wie danke ich Ihnen, Herr Baron, daß

Sie meiner armen Mama eine Beschäftigung gaben, die ihr wunderbar das Gemüth stärkt. Sie hat gleich am ersten Tage die russische Wittwe besucht und alle Geisteskraft aufgeboten, um ihr Trost und Erheiterung zu bringen. Die Wirkung ist, daß Mama zuerst selbst findet, was sie der Andern geben will. Sie ist heiterer, muthiger, als sie jemals war. Ich wage sogar zu hoffen, daß der Tag kommen wird, um Mama zum Geständniß des Geheimnisses zu bringen, von dem sie schon seit so vielen Jahren niedergedrückt ist. Mit dem Geständniß aber, das weiß ich gewiß, ginge auch das Leid für immer dahin und —"

Valentine unterbrach sich, indem sie mit Erröthen bemerkte, daß sie das Geschäft versäume, welches ihr obliege. Der Baron sprach darüber kein begütigendes Wort, sondern ließ sie gewähren, als sie jetzt mit der gewohnten Berichterstattung begann. Dennoch war Valentine entschlossen, dies Beisammensein zu benützen, um auch noch einer andern Aufgabe, die sie sich bei Uebernahme des Postens gestellt hatte, ge-

recht zu werden. Tag für Tag hatte es sie gedrückt, daß sie in der Angelegenheit ihres Freundes Norman noch keinen Schritt gewagt hatte. Die stete Anwesenheit der Mutter, welche nur mit Zorn und Widerwillen des jungen Künstlers gedachte, hatte Valentine bisher gehindert. Heute war die Gelegenheit gekommen, den Gegenstand zu berühren.

Siebenzehntes Capitel.

Der begonnene Bericht wurde in geschäftsmäßigem Ton erstattet. Valentine hatte sich denselben zur Gewohnheit gemacht, um sowohl die eingelaufenen Gesuche als ihre Wahrnehmungen, wenn sie über frühere Fälle eine Correspondenz geführt oder Erkundigungen eingezogen, unbefangen vorzutragen und das von ihr unbeeinflußte Urtheil des Barons abzuwarten. Selten nur hatte sie lange in diesem Tone verharren können, denn bald fühlte sich der Schloßherr angeregt, den Bericht in eine Discussion übergehen zu lassen. Gerade darin lag für ihn der Reiz dieser Stunden, aus den Erörterungen und Meinungsäußerungen war für ihn das innerste Wesen

des Mädchens immer erkennbarer hervorgetreten. Die Mannigfaltigkeit menschlichen Unglücks umfaßt beinahe den ganzen Inhalt des Lebens, soweit dasselbe betrachtet und beurtheilt werden kann. Denn das Glück ist stumm und für die Unbetheiligten fast leer! Es hat einen lachenden Mund für Denjenigen, der es empfindet, aber einen gähnenden Mund für Denjenigen, der von ihm hört; Dantes „Paradies" hat stets weniger die Herzen mit fortgerissen als seine „Hölle".

In der Beurtheilung der Unglücksfälle offenbarte Valentine eine Reife des Verstandes und einen sittlichen Standpunkt, daß man sie zuweilen für hart und unerbittlich hätte halten müssen, wenn nicht überall dort, wo das Leid in seiner wahren und unbezweifelbaren Gestalt erschien, ein grenzenloses Mitgefühl sie übermannt hätte. Es war, als ob sie in jeden wirklich Unglücklichen verliebt wäre, während sie schonungslos spottete, wo Einbildung und Eitelkeit unbegründete Klagen hervorriefen. In beiden Richtungen konnte ihr der Baron häufig widersprechen

und ein unendliches Vergnügen daran finden, sich nach und nach ihren Argumenten oder auch nur ihrem Eigensinn gefangen zu geben.

Heute war es zum erstenmal anders. Er unterbrach ihren Vortrag an keiner Stelle und beantwortete ihre Fragen, wie sie sich nach seiner Meinung zu verhalten hätte, mit einer lakonischen Weisung, nach ihrem Gefallen zu handeln. Valentine wußte ihm im stillen Dank für diese seltene Zurückhaltung, denn sie gab ihr die Deutung, daß er sie in Abwesenheit ihrer Mutter nicht einen Augenblick länger als nöthig bei einem Geschäft belassen wollte, das ihr, ihm allein gegenüber, vielleicht peinlich werden mußte.

So erhob sie sich denn bald, um in ihre eigene Wohnung zurückzukehren. Im Gedanken, daß sie die Angelegenheit Normans, welche ihr so sehr am Herzen lag, noch immer nicht berührt hatte, weil die ungewohnte Einsilbigkeit des Barons keinen Anknüpfungspunkt geboten hatte, zögerte sie ein wenig mit dem Zusammenraffen der Schriften. Er bemerkte

ihr absichtliches Zaudern und fragte, ob sie ihm noch eine Mittheilung zu machen hätte.

Plötzlich und ohne einen passenden Uebergang konnte sie die Frage nicht stellen, um die es ihr zu thun war. Mit Gewandtheit des Geistes bemächtigte sie sich jedoch des Umstandes, daß er überhaupt wieder sprach, um durch den ersten besten gleichgiltigen Gegenstand vielleicht in das gewünschte Geleise zu kommen.

„Sie haben von Ihrer nahen Reise nach Paris gesprochen, Herr Baron, gestern erst und —"

„Daran denken Sie," erwiderte er mit einiger Lebhaftigkeit, wirklich, daran denken Sie? Ich gestehe Ihnen, mein Fräulein, daß ich in dieser Stunde ganz von demselben Gedanken absorbirt war. Haben Sie irgend ein Interesse, ob die Reise unternommen wird oder unterbleibt?"

Sie konnte noch immer nicht unmittelbar an ihr Vorhaben herantreten, aber sie besann sich, daß sie in der That einen Wunsch gehegt hatte, der nur erfüllt werden konnte, so lange sich der Baron noch

im Schlosse befand. Der Wunsch war so harmlos, daß sie ohne Zögern erwiderte:

„Wenn Sie fortgehen, Herr Baron, so wird dieser Flügel ganz geschlossen, so sagte mir Ihr alter Hausintendant Kropaz. Er ist sehr brummig, aber ich habe mir seine Gunst erworben, weil ich ihm einen Brief an seinen Sohn nach Wunsch aufgesetzt habe. Denn wegen meiner vielen Correspondenzen halten mich Ihre Leute für den einzigen Menschen in der Welt, der schreiben kann."

Sie lachte, aber der Baron blieb ernst, indem er fragte, was sie veranlaßt habe, von seiner Abreise mit dem alten Schloßhüter zu sprechen.

„Nicht von Ihrer Abreise," erwiderte sie, „sondern nur von dem Wunsche, den ich habe und nicht recht über die Lippen bringe. Ich war so kindisch, Kropaz nach dem Zimmer der Ahnfrau zu fragen und ihm mein Verlangen auszudrücken, einmal dort zu schlafen, um etwas Großes zu erleben. Da sagte er, das müsse noch während Ihrer Anwesenheit geschehen, weil später Alles verschlossen werde. Wäre dem aber

auch nicht so, ich würde das Abenteuer nicht ohne Ihre besondere Erlaubniß unternehmen."

Jetzt lachte der Baron herzlich, indem er äußerte, er hätte noch keinen, wenn auch noch so vernünftigen Menschen gefunden, der nicht einem Spuk, an den er doch nicht glaubt, trotzdem mit allem Eifer nachgehe. Plötzlich wurde er wieder ernst bei der Frage:

„Wer hat Sie davon unterrichtet, mein Fräulein, wie es sich mit diesem Zimmer verhält? Haben meine Leute gewagt, davon zu sprechen? Ich habe strengen Befehl gegeben, daß von dem Unsinn nicht mehr geschwatzt werden dürfe."

„Ihre Leute sind ganz unschuldig," entgegnete Valentine, ich habe die Kunde aus Wien mitgebracht, Doctor Frondberg hat mich auf diese Romantik des Schlosses aufmerksam gemacht. Ich habe mich vor Grillparzers ‚Ahnfrau' im Theater gar nicht gefürchtet und hoffe mit der Ahnfrau des Hauses. Kyras von alten Zeiten zu sprechen, wie es uns zum Beispiel im sechzehnten Jahrhundert doch viel besser ergangen ist"

Der Baron sah sie vergnügt an, als ob ihm ihr helles Lachen, bei welchem sie ihre weißen Zähne zeigte, die man sonst niemals zu Gesichte bekam, ein seltenes und angenehmes Schauspiel wäre.

„Ich bin nur froh," sagte er, „daß Sie mit Kropaz Freundschaft geschlossen haben. Ihnen wird er keine boßhaften Geister in der Nacht zuschicken, der alte Schelm, wie er dies dem guten Doctor Frondberg gethan zu haben scheint. Setzen Sie mich aber doch in Kenntniß, mein Fräulein, in welcher Nacht Sie das Unternehmen ausführen wollen, ich werde in den vorhergehenden Stunden den Raum genau untersuchen."

„Aber Sie verändern nichts darin und nehmen nichts mit fort, nicht wahr?" rief Valentine lebhaft. „Kein Stäubchen darf fehlen und nicht einmal der Staub, sonst könnte es dem Gespenst nicht comfortabel sein."

Jetzt war das Mädchen an den Punkt gekommen, der eine Anknüpfung an den eigentlichen Gegenstand

ihrer Bestrebung erlaubte. Rasch und möglichst unbefangen fuhr Valentine daher fort:

„Die Ahnfrau muß ja alle Ereignisse im Schlosse Kyras seit dreihundert Jahren an den Fingern herzählen können. Ich will sie fragen, ob sie nichts von einem kaiserlichen Prinzen weiß, der mit dem freiherrlichen Geschlecht in Verbindung gestanden."

Der Baron hatte bisher nach alter soldatischer Gewohnheit oder Unart den einfachen Stuhl, auf welchem er saß, auf die Gefahr hin, mit demselben zu stürzen, nach rückwärts gebogen und sich auf diese Weise geschaukelt, während Valentine, immer im Fortgehen begriffen, ihre Schreibsachen in den Armen, an der Thüre stand. Bei den letzten Worten des Mädchens sprang der Baron hastig auf, trat dicht vor Valentine und fragte mit finster zusammengezogenen Brauen, wer ihr jemals von einer Verbindung dieses Hauses mit einer hohen Persönlichkeit gesprochen hätte.

„Wieder nur Doctor Frondberg," erwiderte sie scheinbar unbefangen, während die auffallende Be-

wegung des Barons sie heimlich zittern machte. Er bat sie, wieder an den Tisch zu treten und Platz zu nehmen. Dann blieb er einige Augenblicke mit gekreuzten Armen vor ihr stehen.

„Haben Sie einen persönlichen Grund, von dieser dunklen Geschichte zu sprechen?“ fragte er, jedes Wort betonend und mit finsterem Gesichtsausdrucke.

Solcher Haltung gegenüber war es Valentine nicht möglich, den Schein der Unbefangenheit länger aufrecht zu erhalten, schon weil sie das tiefe Erröthen fühlte, das ihr in die Wangen gestiegen war. Sie wurde so verlegen, daß sie eine wohlbedachte Antwort nicht geben konnte, sondern unwillkürlich stammelte:

„Adalbert Norman.“

Der Baron wiederholte diesen Namen Silbe für Silbe, wie sich besinnend, in welche Beziehung er ihn bringen sollte. Dann äußerte er, diesen Namen in seinem Leben niemals vernommen zu haben. Er wollte noch eine Frage stellen, aber es schien, daß er fürchtete, unbescheiden zu werden. Forschend hielt er jedoch die Augen auf Valentine gerichtet, die unter

diesem Blick die ihren niederschlug. Leise und etwas verfärbt im Gesicht sagte er endlich:

„Ich bin ein alter Mann, und Sie sind ein Kind, und Sie können mir in solchen Dingen nicht vertrauen."

Er verbeugte sich, für Valentine ein Zeichen, sich zu erheben. Langsam entfernte sie sich, während der Baron, ihr den Rücken kehrend, in das Nebengemach ging.

Achtzehntes Capitel.

Nach einem alten Gemeinplatz wäre Niemand unersetzlich. In Wahrheit aber ist Jeder unersetzlich, wenn man bei diesem Ausspruch seine Person allein in's Auge faßt. Ein Sänger oder Schauspieler füllt das Theater mit Zuschauern, und nach seinem Tod bewirkt das Gleiche ein anderer Sänger oder Schauspieler. Allein mit der äußern Wirksamkeit ist doch nicht der bestimmte Charakter der Leistung selbst wiedergekehrt. Die Individualität ist unersetzlich. Auch im gesellschaftlichen Leben und im Familienkreise kann Jeder nur auf seine Weise, nicht aber in derselben Art wie sein Vorgänger Nutzen oder Vergnügen bereiten. In diesem Sinn blieb auch Doctor

Frondberg im Hause des Wechslers Ringelkron unersetzlich, während doch seine Thätigkeit an dieser Stelle wenige Monate nach seinem Scheiden vollständig ersetzt war. Ein Herr Wanderfeld aus Prag hatte sich in der kleinen Stadt ansässig gemacht, ein schon etwas ältlicher Herr, dessen eigentlicher Beruf nicht recht zu erkennen war.

Eine Familie Wanderfeld hatte schon früher an diesem Orte gehaust, war aber ausgestorben. Der Familienvater dieses Namens war mit Ringelkron häufig in Geschäftsverbindung gekommen, und so war es natürlich, daß auch der Neffe Lukas Wanderfeld sich dem Wechsler vorstellte. Dieser war von einem traurigen Geschick, welches seine Familie betroffen hatte, wohl unterrichtet, und der Ueberlebende konnte sich daher über das vorgefallene Unglück im Hause des Wechslers recht aussprechen. Frau Ringelkron ermangelte nicht, zu dem allgemeinen Mitleid ihre Thränen beizusteuern, während Christine, obgleich empfänglichen Gemüthes für das Unglück doch diesen Herrn Wanderfeld mit einigem Mißtrauen betrachtete.

Er hatte allerdings aus dem Hinscheiden seines Oheims großen Nutzen gezogen, war der einzige Erbe gewesen und Christine wußte, daß wenn Alles natürlich zugegangen wäre, das Vermögen auf eine ganz andere Persönlichkeit übergegangen wäre. Diese Kenntniß der Umstände hätte jedoch Christine noch nicht den Anlaß gegeben, Lukas Wanderfeld mit ungünstigen Augen zu betrachten. Der Grund dafür war nur, daß der ältliche Herr stets in dem salbungsvollen Ton eines moralisirenden Professors oder eines Kanzelredners sprach. Er hatte in der That in Prag Theologie studirt und war nahe daran gewesen, in den geistlichen Stand zu treten. Seine Angehörigen waren aber plötzlich verarmt, und er hatte einen Erwerbszweig ergreifen müssen, um die Mutter und zwei alte Schwestern derselben zu erhalten. Dies hatte er mit so viel Aufopferung und wackerer Pflichterfüllung geleistet, daß er lange schon die Aufmerksamkeit seines reichen Oheims in der fernen kleinen Stadt auf sich gelenkt hatte. So war er schließlich, nachdem er bereits allein in der

Welt stand, der Erbe dieses einzigen Verwandten geworden.

Ungeachtet seines etwas frömmelnden Wesens, welches die Abneigung der Haustochter erregte, war Wanderfeld bei Ringelkron täglich beliebter geworden. Zum Unterschied von Doctor Frondberg kam er nicht blos am Sonntag, und statt Violoncell zu spielen, blies er die Flöte, und zwar ohne daß die Besucher des Hauses sich genöthigt gefühlt hätten, das musikalische Vergnügen Christine allein zu überlassen. Diese war es ausschließlich, welche das besaitete Instrument in den Händen des Doctors dem Blaseholz am Munde Wanderfelds bei Weitem verzog.

Jeden Abend war er der Frau Ringelkron ein willkommener Partner beim Tarockspiel, und sie war auch die Erste, welcher er sein zartestes Vertrauen zuwandte. Durch sie erfuhr erst der Gatte, daß der vermögliche Herr Wanderfeld stille Wünsche hinsichtlich der Tochter in seinem Busen hegte. Die Eltern

beschlossen, Christine vorläufig von dieser Wendung der Dinge nicht zu unterrichten, nachdem sie bereits so manche Werbung abgelehnt hatte und darüber stets Verdruß im Hause entstanden war. Ringelkron wollte in jedem Fall erst die Nachrichten über die Verhältnisse des Getreide- und Fruchthändlers Dombitzer abwarten, Nachrichten, die Doctor Frondberg zu geben versprochen hatte. Um ihn zu mahnen, erkundigte sich der Wechsler nach der Adresse des Doctors in seiner Kanzlei, und der Mahnbrief, welchen Ringelkron nach Wien schickte, erhielt eine seltsame Beantwortung.

Der Doctor schrieb, daß Dombitzer zwar ein in seinen Geschäftskreisen aufrecht stehender und wohlangesehener Mann sei, aber, wie er, der Doctor, mit psychologischem Tiefblick erkannt hatte, ein leichtfertiges Gemüth besitze und sich durchaus nicht, unter keinen Umständen, für Christine eigne, worüber der Doctor nur mündlich Bericht erstatten wollte, wenn er jemals nach der kleinen Stadt zurückkehrte. Er wünsche der liebenswürdigen Tochter Ringelkrons

alles erdenkliche Erdenglück und gerade deshalb nicht, eine Getreide- und Fruchthändlerin zu werden.

Die Eltern Christinens konnten aus diesem Schreiben nicht recht klug werden, denn welchen Werth hatte die Psychologie neben den unbezweifelbaren Werthen, die einem Mann in der Geschäftswelt Ansehen geben? Allein ein anderer Bewerber war vorhanden, und so brauchte man sich über die Tauglichkeit des früheren Freiers nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Nur Ernst mußte jetzt endlich gemacht werden, und mit eindringlichen Worten wurde der sorglosen Christine der Stand der Dinge auseinandergesetzt.

Sie bat sich Bedenkzeit aus, denn rund abzulehnen, wie sie es oft gethan, hatte sie dem rührenden Kummer der Eltern gegenüber nicht mehr den Muth. In der That, wenn sie endlich wählen mußte, so war Wanderfeld nicht der Schlimmste unter Denjenigen, die sich bereits um sie beworben hatten. Er war gerade in dem Alter, welches nicht mehr eine

grenzenlose Leidenschaft hervorrufen will, und er war unverkennbar ein sehr gebildeter Mann. Christine betrachtete sich als zum Gehorsam verpflichtet und glaubte sogar, das Opfer, nicht unvermählt bleiben zu dürfen, wie es ihr innigster Wunsch gewesen wäre, mit Gleichmuth bringen zu können. Ein einziger Punkt beunruhigte sie noch. Ueber den Predigerton hätte sie sich am Ende wohl hinweggesetzt, aber was sie früher keine Veranlassung gehabt hatte, näher zu bedenken, die Umstände nämlich, unter welchen Wanderfeld zu einem Erbgut gekommen, das ihm eigentlich nicht gebührte — diese dunkle Seite mußte erst völlig aufgeklärt werden.

Sie blieb allein mit ihm, als er zur Tarockpartie erschien, und eine lange Unterredung fand zwischen ihnen statt. Christine erkannte, daß der Mann trotz seiner salbungsvollen Reden kein Heuchler, sondern, wie er schon durch seine Thätigkeit in früheren Jahren, durch die schmerzliche Aufopferung seines geistlichen Berufes zum Besten seiner Angehörigen bewiesen hatte, jeder sittlichen That fähig

war und von Grundsätzen getragen wurde, die sie nur billigen konnte. Was hätte ihr die Berechtigung gegeben, länger zu zögern? Er verhieß ihr eine milde Behandlung, die ihr Freiheit ließe zur Befriedigung ihrer gewohnten Neigungen; auch sollte sie an seiner Seite Reisen machen und endlich einmal die Welt ein wenig kennen lernen, die ihr bisher verschlossen geblieben war. Lag hierin nicht Anlaß genug zur Freude? Tief in ihrer Seele widersprach eine unverständliche Regung, und als sie sinnend an die Wand starrte, glaubte sie einen Augenblick zwischen ihrem und des anwesenden Freiers Schatten noch eines Abwesenden Schatten auftauchen zu sehen, der verstohlen winkte wie einst, wenn am Sonntagsnachmittag im andern Zimmer das Violoncell erklingen sollte. Sie lächelte und schüttelte zugleich unwillig den Kopf und erhob sich mit einer für Wanderfeld viel versprechenden Miene, um nach den Eltern zu sehen.

Bevor man schlafen ging, gestand Christine, daß sie keine Einwendung mehr zu machen habe. Freudig

umarmten die Eltern das gehorsame Kind. Ringelkron, der nicht so beschränkt war, daß er nicht manches geheime Spiel des Gemüthes bei seiner Tochter erlauscht hätte, war der Ahnung nicht fremd, daß Christine einen Act der Ergebung und nicht des eigenen Willens vollziehe.

„Ich will Dir etwas mittheilen, Christl," sagte er, „was Dich im Grund gar nichts angeht, Dich aber vielleicht doch interessiren wird. Vor vierzehn Tagen hat, wie Du weißt, mein Buchhalter einen Posten in Wien bekommen. Ich habe ihn gebeten, mir zu schreiben, was in Wien unter den Bekannten, die wir dort haben, vorgeht. Heute gerade bekomme ich einen Brief. In der ganzen Stadt spricht man von Doctor Frondberg; er wird nicht mehr zurückkommen. Er wird nächstens ein adeliges Fräulein heirathen, die schöne Georgine, wie man sie in ganz Wien nennt. Du siehst also, Christl —"

Der zärtliche Vater vollendete den Satz nicht und Christine antwortete nichts weiter als:

„Es ist gut.“

Am nächsten Tag kam man überein, wann die förmliche Verlobung gefeiert werden sollte. Bis dahin erbat sich Christine das tiefste Stillschweigen über die Angelegenheit vor aller Welt.

Der bestimmte Abend kam heran. Die Zimmer waren festlich erleuchtet, obgleich nur einige Verwandte und Freunde gebeten waren. Feierlich, im schwarzen Frack und mit weißer Halsbinde, trat Wanderfeld ein, was der an mehr Geschmack gewöhnten Christine, wie ernst sie auch in dieser Stunde gestimmt war, ein Lächeln erregte. Man wollte bald zum Abendessen gehen; es war beabsichtigt, daß am Schluß desselben Ringelkron, das Champagnerglas in der Hand, das glückliche Familienereigniß verkünde. Bevor man sich aber noch zum Mahl niedersetzte, wurde Christine in den Vorsal gerufen. Vor ihr stand ein Diener in Livree, der, wie er selbst sagte, aus dem Schloß des Freiherrn von Kyras abgesendet worden mit dem Auftrag, ein Schreiben,

das er mitbrachte, in Fräulein Christine Ringelkrons eigene Hände zu legen. Er that dies und entfernte sich sogleich.

Christine nahm verwundert den Brief, dessen Handschrift auf der Adresse ihr völlig unbekannt war. Doch las sie ihn sogleich und die Folge war, daß sie ihre Eltern in ein Nebengemach rufen ließ und ihnen erklärte, die Verlobung könne nicht stattfinden.

Neunzehntes Capitel.

Der Gedanke an die mit dem Baron allein verbrachte Stunde quälte Valentine. Hauptsächlich konnte sie sich ihr heftiges Erröthen nicht verzeihen, als sie den Namen des Jünglings ausgesprochen hatte, den sie doch liebte und mit welchem sie litt. Oft war ihre Phantasie einer solchen Stunde vorausgeeilt und sie hatte gedacht, mit derselben Ruhe und mit demselben Muth, womit sie in der Gesellschaft des Hofraths Angel sich vor aller Welt als Adalbert zugehörig geoffenbart hatte, werde sie auch dem Baron, sobald es die Umstände fordern, ein Bekenntniß ablegen. Die Umstände hätten es gefordert, sagte sie sich, sie hätte unumwunden ihre

Zwecke und Absichten darlegen, sie hätte offen und einfach sagen müssen, der junge Mann gehe an dem Geheimniß seiner Abkunft leiblich und geistig zu Grund, und wenn der Baron darüber eine Aufklärung geben könne, so möge er helfend einschreiten. Dies hätte allen Zweifeln ein Ende gemacht und die Sache in das richtige Geleise gebracht. Statt dessen hatte sie geschwiegen, wie sie sich vorwurfsvoll sagte, und die Worte hervorgerufen, welche ihrem ferneren Forschen einen Riegel vorschoben. „Ich bin ein alter Mann und Sie sind ein Kind, und Sie können mir in solchen Dingen nicht vertrauen.“ — „Nein!“ wiederholte sich Valentine in schlafloser Nacht immer von neuem, „er ist kein alter Mann und ich bin kein Kind.“ Ob sie ihm aber, wenn die Gelegenheit dazu wiederkäme, das Gefühl für Adalbert vertrauen würde? Sie gab sich während der Nacht auf diese Frage keine Antwort. Der nächste Morgen brachte wie immer eine große Anzahl Briefe, und unter diesen war auch, wie fast täglich, einer von Norman. Sie las das Schreiben und warf es hin, ungeduldig,

verdrossen; dann nahm sie es wieder auf und ertappte sich dabei, wie sie alle Betheuerungen der Liebe überging und sich aus dem Schreiben die erzählten Stadtneuigkeiten herausholte.

„Käme nur die Gelegenheit noch einmal," dachte sie, sich aufrichtend, mit trotzig aufgeworfenen Lippen, die lauten Worte zurückhaltend, „käme nur die Gelegenheit noch einmal, ich würde nicht mehr erröthen. Nicht ich bin das Kind, Norman ist das Kind, und meines Mitgefühls für das zarte, kränkliche Wesen brauche ich mich nicht zu schämen."

Als sie jetzt einen so klaren Blick in ihr Inneres zu werfen glaubte, athmete sie froh und erleichtert auf. Der Tag schien ihr überhaupt Gutes bringen zu wollen, denn die Mutter war regsam, viel beschäftigt und heiter. Schlau und geheimnißvoll lächelte Frau von Torstenau, als ihre Tochter sie um die Ursache der veränderten Stimmung befragte, und erwiderte wie triumphirend:

„Heute Nachmittag sollst Du nicht das erste

Wort haben beim Baron; ich habe auch einmal etwas geleistet und habe etwas zu erzählen."

Zur gewohnten Stunde stellten sich die Frauen ein. Walter von Kyras saß in demselben Saal, in welchem er sie sonst am Tisch lesend erwartete, vor einem kleinen Schreibtisch und bewegte eifrig die Feder. Er sprang jedoch beim Erscheinen der Frauen auf, und nachdem sie sich niedergelassen hatten, nahm er seinen gewohnten Platz ein. Er gehörte zu den Männern, die einem raschen Wechsel der Gesichtsfarbe unterworfen sind, und trug auch aus diesem Grund einen dichten Vollbart. Dieser sollte die Veränderung etwas verbergen. Valentine gewahrte gleichwohl, daß der Baron ein ungewohnt blasses Antlitz hatte.

„Ich bin schon auf der Reise," begann er die Conversation, „ich schreibe Briefe nach Paris; viele Freunde dort wird die Anzeige meiner Ankunft erfreuen. Ich will auch wieder einmal mit Rouher sprechen, dem Vicekaiser, wie man ihn jetzt dort nennt. Die Dinge in Europa gefallen mir nicht, besonders in Bezug auf unser geliebtes Oesterreich.

Da bin ich schon in Politik; ich fürchte wirklich, meine Damen, ich werde für Ihre Angelegenheiten zu sehr absorbirt sein."

„Mich werden Sie wohl anhören, Herr Baron," nahm Frau von Torstenau das Wort, „schon weil es eigentlich noch gar nicht vorgekommen ist, daß ich mich auch wichtig machen kann."

Er sah sie überrascht an, weil sie in der That noch keinen so heitern Ausdruck gezeigt hatte, und verbeugte sich lächelnd zum Zeichen, daß er ihre Mittheilung erwartete.

Sie erzählte nun, daß sie sich bald nach ihrer Ankunft mit Mathilde Boganoff im nahen Dorf in Verbindung gesetzt, wie es ja der Baron gewünscht hatte. Bald war es Felicia klar geworden, daß die unglückliche Wittwe aus Amerika nicht in derselben Art und aus denselben Gründen trauerte wie Felicia selbst, die, abgesehen von dem verborgenen Leid hinsichtlich ihres ersten Mannes, den auf dem Schlachtfeld gefallenen Torstenau nie aufgehört hatte zu beweinen. Mathilde Boganoff hatte den Verlust ihres

ebenfalls im Krieg getödteten Gatten schon halb verschmerzt und trauerte weit mehr als um ihn um ihre zu Grund gerichtete Existenz.

Die Eltern hatten ihr noch im Testament gezürnt und unter ausdrücklicher Aufhebung eines früheren, in der Kanzlei des Doctor Frondberg niedergelegten „letzten Willen" Mathilde enterbt und sogar darauf hingewiesen, daß sie sich ihren Pflichttheil bereits bei der Flucht aus dem Elternhause voraus genommen hätte. Darunter waren die Geldgeschenke verstanden, die sie häufig vom Vater empfangen, in der Sparkasse angelegt und vor ihrer Entfernung aus Europa behoben hatte.

Mathilde Boganoff war eine geborene Wanderfeld. Das Vermögen der Eltern fiel dem Neffen in Prag zu. Bei ihrer Rückkehr wagte sich Mathilde nicht mehr in die kleine benachbarte Stadt, wo sie bis zu ihrer Flucht im Vaterhause gelebt hatte. Dort kannte Jedermann die Tochter des alten Wanderfeld und ihre Geschichte, und Niemand wäre ihr freundlich entgegengekommen, besonders da man den frühen

Tod des Vaters, den die Mutter nicht lang überlebte, der Kränkung zuschrieb, die sie ihm bereitet hatte. Mathilde blieb im Dorf, wo sie in ihrer Mädchenzeit oft den Landaufenthalt genossen hatte. Damals so glücklich, war sie heute stumm und rathlos, was mit ihr werden sollte. Die geringen Mittel, die sie zurückgebracht, konnten nicht lange mehr ausreichen, und wie sollte sie es anfangen, irgend eine Dienststelle in der kleinen Stadt zu suchen, wo man sie haßte und verachtete? Davon abgesehen, fühlte sie sich nicht einmal fähig, etwas zu leisten. In Wohlstand erzogen und in ihren kleinbürgerlichen Verhältnissen nicht darauf angewiesen, bedeutende Kenntnisse zu erwerben, vermochte sie weder zu lehren noch zu dienen. Der gute Pfarrer des Dorfes, dem sie sich anvertraut hatte, sah ein, daß sie zunächst wieder unter Leute kommen müßte, aber auch daß ein Verkehr mit der Stadt für Mathilde unmöglich geworden. Darum hatte er sich auch in dieser Angelegenheit einmal zum Baron auf das Schloß begeben.

Nun war Frau von Torstenau das erste Wesen aus der gebildeten Welt, welches sich der unglücklichen Frau wieder näherte. Schon der Umgang, ohne daß sie eine weitere Hoffnung daran knüpfte, wirkte wohlthätig auf Mathilde, wenn sie auch sonst im Bewußtsein ihrer Vergangenheit so menschenscheu blieb, daß Felicia sie lange Zeit nicht bewegen konnte, ihr einmal auf dem Schloß einen Besuch abzustatten.

„Gestern ist sie aber nun doch zu mir gekommen," erzählte Frau von Torstenau, „und das haben die großen Neuigkeiten bewirkt, die sie mir mitbringen konnte. Diese Neuigkeiten bestehen vorzüglich darin, daß der Pfarrer erfahren hat, der glückliche Erbe des Vermögens, das eigentlich Frau Boganoff gebührte, halte sich jetzt in der Stadt auf. Ich fragte Mathilde, was sie davon hoffe. Nichts, meinte sie, aber der Pfarrer kommt immer darauf zurück, dieser Herr Lukas Wanderfeld sei ein sehr religiöser Mann, voll Edelmuth und Güte."

Frau von Torstenau lächelte still vor sich hin

wie mit selbstzufriedener Schlauheit und erzählte dann weiter:

„Ich fragte, ob dies alle Neuigkeiten wären, aber Mathilde hatte noch etwas zu sagen. Dieser Herr Wanderfeld ist sehr verschlossen und wenigen Menschen zugänglich, wie dies bei Leuten häufig der Fall ist, die plötzlich zu Reichthum kommen. Nur ein einziges Haus in der Stadt besucht er häufig, das Haus eines Wechslers Namens Ringelkron. So weiß der Pfarrer zu berichten. Frau Boganoff kennt diese Familie sehr gut; sie war mit ihren Eltern befreundet und gerade deshalb möchte sie um keinen Preis dort wieder erscheinen. Ich aber fragte Mathilde so lange aus, bis ich einen Plan fertig im Kopf hatte."

Frau von Torstenau sann eine Weile nach, als ob sie Zeit brauchte, das großartige Gewebe, das sie gesponnen haben wollte, vor den Blicken der Anderen auszubreiten. Sie merkte gar nicht, daß der Baron und Valentine ziemlich gleichgiltig warteten.

Zwanzigstes Capitel.

„Man hat ein grausames Wort gesagt,“ begann Felicia von Torstenau wieder, „wenn ein Verbrechen geschieht, so wird Demjenigen, der die Thäter erforschen soll, vor Allem gesagt: ‚Cherchez la femme!‘ Vielleicht ist es wahr, daß allen Leidenschaften, die zu Verbrechen führen, die Leidenschaft für ein Weib vorangeht; warum aber ist man so ungerecht, nicht auch bei Allem, was Gutes und Schönes auf Erden geschieht, ein Weib als die erste Ursache vorauszusetzen? Ich halte fest daran, daß man vor Allem eine Frau suchen muß, wenn man eine Wohlthat vermitteln will, und so fragte ich Mathilde nach den Frauen im Hause Ringelkron.“

Wie um ihren Scharfsinn bewundern zu lassen, fuhr sie erst nach einem Augenblick fort:

„In diesem Hause ist ein Mädchen, Christine mit Namen, und was ist wahrscheinlicher, als daß Herr Wanderfeld, der sich sonst vor den Menschen abschließt, wenn er einzig und allein dieses Haus besucht, die schöne Christine dabei im Auge hat? Ich schickte Mathilde fort und dachte die halbe Nacht darüber nach, was ich thun sollte. Das Beste schien mir ein Brief an Christine zu sein. Ich habe ihn heute geschrieben, und als ich jetzt, gegen Abend, Ihren Reitknecht, Herr Baron, zu Pferde steigen sah, um mit Ihren Aufträgen nach der Stadt zu eilen, habe ich ihm den Brief mitgegeben. In diesem Augenblick mag er gerade bei Ringelkron abgegeben werden."

Valentine fragte nach dem Inhalte des Briefes und ihre Mutter meinte, daß sich ja dieser von selbst verstünde.

„Ich habe dem schönen Mädchen an's Herz gelegt, den Gast ihres Hauses zu bestimmen, sein

Vermögen ohne weitere Umstände der unglücklichen Mathilde auszuliefern."

Der Baron konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„So sehen edle Frauen die Welt an, falls sie die Welt niemals wirklich gesehen haben. Ach, gnädige Frau, können Sie in der That glauben, daß ein Mann so geschwind sein Vermögen ausliefern wird, auf welches er nach dem Gesetz allein ein Recht hat? Ich kenne Herrn Wanderfeld nicht, aber wenn er nicht entweder dem Himmel mit all seinen Engeln oder dem Irrenhause entsprungen ist, so wird er lieber das Haus Ringelkron sammt der schönen Christine als sein schönes Geld im Stiche lassen."

„Ich verlasse mich auf den weisen Spruch: ‚Cherchez la femme!‘," erwiderte Frau von Torstenau ernst; „ich habe Christinen lange und ausführlich vorgestellt, was sie dem Freund ihres Hauses zu sagen hat, vor Allem, daß ein rechtschaffener Mann nicht den unnatürlichen Zorn gekränkter Eltern

gegen ihr Kind dazu benützt, um sich's auf Kosten des verstoßenen Kindes auf Erden wohl sein zu lassen."

„Qui vivra, verra," versetzte der Baron und wandte sich an Valentine mit den Worten: „Ich reise also in den nächsten Tagen, und wenn Sie Ihren Plan ausführen wollen, vorher noch eine Nacht in Gesellschaft der Ahnfrau zu verbringen, so bitte ich Sie, zu wählen zwischen heute und dem möglichst nahen folgenden Tage."

„Ich bin heute dazu bereit," entgegnete das junge Mädchen und zwar mit einem so düsteren Gesichtsausdruck, als würde das gesuchte Abenteuer gerade zur gegenwärtigen Stimmung am besten passen. Der Baron faßte diese Düsterkeit wohl ins Auge und bemerkte deshalb:

„Vielleicht, mein Fräulein, muthen Sie sich doch zu viel zu. Wir glauben nicht an Gespenster, das ist wahr. Ein weibliches Wesen jedoch, begabt und lebhaften Geistes wie Sie, hat noch etwas anderes zu fürchten: die eigene Phantasie. Sie kann Ihnen

unglaubliche Dinge vor die Augen bringen oder Ihnen mindestens furchtbare, erschütternde Träume verursachen."

Frau von Torstenau fuhr erschreckt empor; sie hatte erst durch diese Wechselreden das Vorhaben ihrer Tochter erfahren. Vergebens jedoch waren ihre Einwendungen, und gewohnt, stets das Beste voraussetzen zu können, sobald Valentine fest auf einem Vorsatz bestand, fügte sie sich auch jetzt den beruhigenden Versicherungen der Tochter. Der Baron unterstützte dieselben, als er den unbeugsamen Willen des Mädchens erkannte.

„Ich habe das Zimmer untersucht," sagte er, „gleich nachdem Frondberg die Nacht dort zugebracht. Damals war ein Fenster eingeworfen, offenbar ein sehr wohlfeiler Spuk, den Kropaz aufgeführt hat. Das wird nicht wieder vorkommen. Jedenfalls soll Babette, die Haushälterin, Sie hineinbegleiten und so lange bei Ihnen bleiben, als Sie es wünschen. Uebrigens habe ich, wie Sie es verlangten, Alles im Zimmer unberührt gelassen."

Die Zeit für die geschäftlichen Mittheilungen aus den Correspondenzen war diesmal ungenutzt vorübergegangen, und der Baron schien nicht geneigt, die Zusammenkunft bis zur Theestunde zu verlängern. Schweigend verbeugte er sich vor den Frauen, als sie den Saal verließen, um nach dem andern Flügel zurückzukehren. Erst lange nach zehn Uhr Nachts trat Valentine von dort aus ihre nächtliche Wanderung an. Babette war gekommen, um sie abzuholen, und Diener leuchteten ihr voran, als sie den Hof durchschritt, um zur Treppe zu gelangen, die unmittelbar zu dem gesuchten Raum führte. Der Haushälterin war es offenbar nicht geheuer bei dem Unternehmen, das sie im Auftrag des Barons mitzumachen hatte. Valentine merkte dies sogleich und sagte, sie wolle nur sehen, ob sie genugsam mit Lichtern versorgt sei, um nöthigenfalls die ganze Nacht hindurch ein hellerleuchtetes Zimmer zu haben, denn es sei ein Experiment, das sie sich lange schon vorgesetzt; sie wolle erproben, ob die Ahnfrau wie das Sonnenlicht auch das von Kerzen und Lampen scheue.

Das nöthige Leuchtmaterial wurde in das Zimmer gebracht, worauf Valentine die furchtsame Haushälterin entließ. Diese äußerte noch ihr Bedauern darüber, daß das junge Mädchen, wie es schien, die ganze Nacht zu durchwachen sich anschicke.

„O nein," erwiderte Valentine, „ich bin gar nicht mehr recht in der Stimmung, mich zu fürchten, ich bin zum Gruseln nicht aufgelegt. Ich will mir nur Alles hier besehen, auch ein wenig lesen; wenn aber um Mitternacht nichts Außerordentliches geschehen ist, so lösche ich alle diese Lichter und gehe getrost schlafen."

Im Corridor erwartete der Baron die enteilende Babette, um sie zu fragen, ob das Fräulein Alles nach Wunsch habe. Die Haushälterin theilte ihm mit, daß Valentine sich nicht fürchte und entschlossen sei, nach der Geisterstunde die Lichter zu löschen, wenn nichts Beängstigendes vorgekommen.

Der Baron begab sich nach seinem Schlafgemach, das hell erleuchtet war. An dieses stieß eine Badestube, die jetzt finster war und deren schmales Fenster

die Aussicht nach der Seite hin gewährte, wo das Zimmer der Ahnfrau lag. Hell strahlte dem Baron das Licht daraus entgegen, als er sich an das Fenster gestellt hatte. Er blickte lange regungslos hinüber, bis ihm ein Gedanke durch den Kopf flog, eine Vorstellung nur, die ihn aber so heftig bewegte, daß er die Stube verließ und, in das Schlafgemach zurückkehrend, die Thür hinter sich schloß.

„Wie wäre es, wenn ich sie jetzt spräche, wenn ich die Gelegenheit benützte, sie wieder einmal allein zu sehen?" Das war es, was ihn aufregte, was er hin und her erwog. Bis Mitternacht wollte sie ja wach bleiben; müßte es ihr nicht lieb sein, wenn ihr das Warten auf die Geisterstunde verkürzt würde? Er ging auf und nieder und versuchte es, den brennenden Wunsch mit Gründen zu bekämpfen. Hatte er sich nicht selbst oft einen alten Mann genannt, der in die leidenschaftlichen Excesse eines jugendlichen Herzens nicht mehr versinken dürfe? Es ist wahr, er hatte deshalb keineswegs principiell mit dem Leben und dem Glück abgeschlossen; er hatte nur

nicht vorausgesetzt, daß ein wünschenswerther Gegenstand wieder vor ihm auftauchen könnte. Nun war es aber doch geschehen, er sagte sich rund heraus, daß er Valentine liebte, daß er sie wie ein Jüngling liebte. Aber sie war achtzehn Jahre alt, sie war wunderschön in ihrer bescheidenen und doch stolz ablehnenden Haltung, sie hatte vollen Anspruch darauf, von Männern in der Blüthe des Lebens geliebt zu werden.

Und liebte sie nicht auch einen solchen Mann? In dem einzigen Augenblick, in welchem sie weich gestimmt war, in dem Augenblick, in welchem er vielleicht zu einem Geständniß gekommen wäre, war ihm von ihren Lippen ein fremder Name in's Ohr gedrungen. Er hatte ihr Erröthen gesehen; Adalbert Norman, wer war das?

Wenn die Seele von einem Wunsch bewegt ist, den sie selbst als eine Thorheit erkennt, dann findet sich immer irgend ein äußerer Anlaß, um dem Wunsch eine scheinbare Berechtigung zu unterbreiten. Walter von Kyras hätte Alles dafür gegeben, Valentine, die er sich so nahe wußte, zu sprechen, ihr Alles zu

sagen. Eine Unmöglichkeit! sagte ihm die Besonnenheit. Da war ihm wieder der fremde Name in den Sinn gekommen.

Die Reise nach Paris und besonders die Beschleunigung derselben hatte keine andere Ursache, als daß er dem Gram einer voraussichtlich hoffnungslosen Neigung entfliehen wollte. War sie hoffnungslos? Dann war sein Aufsuchen des Mädchens in später Nachtstunde eine Lächerlichkeit und mußte dem Mädchen als solche erscheinen. Allein der fremde Name hatte in einer ihm selbst noch unerklärten Weise verstohlen und leise an seine Vergangenheit gerührt. Dieser Vergangenheit wegen wollte es ihm plötzlich als eine Nothwendigkeit, ja als eine strenge Pflicht erscheinen, eine weitere Forschung anzustellen. Vielleicht war dazu so kurz vor seiner Reise keine andere Gelegenheit mehr. Wenn er Valentine sein Erscheinen aus diesem Gesichtspunkte darstellte, so war es nicht mehr lächerlich.

Er trat wieder an das schmale Fenster. Die Lichter brannten noch immer in voller Helle herüber.

Der Schritt mußte aber sogleich geschehen, denn Mitternacht war nahe, und dann erloschen die Lichter, und Valentine ging zur Ruhe.

Er kehrte entschlossen in das Schlafgemach zurück, blieb aber plötzlich vor seinem Bett stehen, wie um einer Betäubung in seinem Gehirn Herr zu werden. „Es ist dennoch eine Thorheit, ein unverzeihlicher Knabenstreich! Kann ich sie nicht trotz der Reise am hellen Tag um eine Unterredungsstunde bitten?“

Er versuchte es, sich zu entkleiden und zu Bett zu gehen; er brachte jedoch träumerisch und in sich versunken den Rock nicht vom Leib. Unzufrieden mit sich selbst warf er sich auf das Sopha und war bemüht, indem er Kopfrechnungen anstellte, die phantastischen Bilder seines Gehirns zu verscheuchen. Es gelang ihm nach und nach so weit, daß er in einen Halbschlummer verfiel. Er verlängerte denselben mit Gewalt; Stunden vergingen.

Plötzlich fuhr der Baron in die Höhe. Er sah nach der Pendule auf dem Kamin; ein Uhr war

lange schon vorüber. Jetzt eilte er an das Fenster der Badestube. Im Zimmer der Ahnfrau brannten noch die Lichter hell und voll. Es mußte also etwas Außerordentliches vorgekommen sein. Jetzt war es seine Pflicht, nicht mehr zu zögern, sondern nachzusehen, was geschehen war.

Einundzwanzigstes Capitel.

Nachdem Babette sie verlassen, hatte Valentine die Thüre versperrt und war auf dem weichen Teppich, der eine so angenehme und lautlose Bewegung gestattete, auf und nieder gegangen. Wie sie schon früher geäußert, kam ihre Stimmung dem abenteuerlichen Unternehmen nicht mehr entgegen. Eine kleine Discussion mit ihrer Mutter war vorhergegangen. Frau von Torstenau, die sich in Gegenwart des Barons anscheinend in das nächtliche Vorhaben gefügt hatte, war wieder ängstlich geworden.

„Habe ich des Grauenhaften in meinem Leben nicht genug, daß man mir muthwillig neue Schrecken heraufbeschwört?“ hatte sie geklagt, und wieder einmal zeigte sie sich jenen Schrecken ihres Innern ganz

hingegeben, die mit so unheimlichen, weil unbekannten Wahngebilden ihre Seele beherrschten. Valentine wußte sehr gut, daß nichts entgegenzusetzen war als trauriges Schweigen, und hatte seit so vielen Jahren die Erfahrung gemacht, daß erst wenn ihre Mutter sich selbst bis zu heißen Thränen gerührt hatte, der schauerliche Bann für diesmal gebrochen war. Gewöhnlich folgte dann Sehnsucht nach dem Schlummer.

Diesmal jedoch konnte Frau von Torstenau auch nach den reichlich vergossenen Thränen noch nicht zur Ruhe kommen. Die Bedenken wegen der Gespenstererscheinung hatte Valentine durch muthwillige Heiterkeit hinweg zu scherzen vermocht, aber die Bedenken, ob das Schlafen der Tochter im andern Flügel nicht eine Unschicklichkeit wäre, namentlich vor den Bediensteten des Hauses, waren noch zu besiegen. Valentine wies auf das Dienstverhältniß hin, in welchem sie selbst zu diesem Haus stand, und daß schon dadurch, sowie durch den Umstand, daß alle den Zweck kannten und neugierig auf den Erfolg waren, jede unschickliche Deutung ausgeschlossen war.

Eine Magd war den Frauen von Anfang an zugewiesen worden, und Frau von Torstenau hatte Gefallen an ihr gefunden. Unter Obhut dieser Magd konnte Valentine ihre Mutter für diese Nacht getrost allein lassen, und erst als Frau von Torstenau schon in tiefem Schlummer gelegen, hatte sich Valentine nach dem andern Flügel begeben.

Waren es diese Vorgänge, die sie so sehr verstimmten, als sie jetzt hin und her schritt? Sie mußte sich sagen, daß eine tiefere und ihr selbst nicht sogleich klare Bewegung des Gemüths sie beherrschte. Sie brauchte auch nicht lange, um darüber klar zu werden. Der Baron hatte sein Verhalten gegen sie offenbar verändert, er war weniger freundlich, seine Blicke ruhten zuweilen mit einem Ausdruck düstern Forschens auf ihr. Hauptsächlich aber bekümmerte sie, daß die nahe bevorstehende Reise ihr die Möglichkeit benehmen würde, zu leisten, was sie im Interesse Normans die Pflicht zu haben glaubte, über die Beziehung des Hauses Kyras zu einem kaiserlichen Prinzen in Wien endlich Klarheit zu gewinnen.

War dies alles, was sie drückte? In ihrem tiefsten Innern war sie sich einer schmerzlichen Wandlung bewußt. Sie hatte nicht mehr das gleiche Gefühl für Adalbert; ja, sie schauderte, wenn sie daran dachte, welche Hoffnungen er auf sie setzte. Dennoch liebte sie ihn, und die Natur dieser Liebe entfaltete sich immer deutlicher vor ihrem Bewußtsein. Ein tiefes, unauslöschliches Mitleid für ihn beherrschte sie und zwar so energisch, daß sie kein noch so großes Glück um den Preis angenommen hätte, auf die Hilfe, die sie Adalbert leisten wollte, verzichten zu müssen. Daneben aber erhob sich ein anderes Gefühl in ihrer Brust, und darüber vergönnte sie sich nicht einmal ein längeres Nachdenken.

Indessen war mit solchen Erwägungen mehr als eine Stunde vergangen, und die altmodische Wanduhr, die man für diese Nacht wieder in Gang gesetzt hatte, zeigte, daß Mitternacht nahe war. Valentine wollte sich entkleiden, die Lichter löschen und das Lager aufsuchen. Vorher machte sie noch einmal die Runde durch das Gemach, und jetzt erst fiel ihr ein,

daß Doctor Frondberg sie auf den hölzernen Atlas mit der Weltkugel auf den Schultern besonders aufmerksam gemacht hatte. Er stand auf einem so hohen Schrank, daß sie einen Stuhl besteigen mußte, um ihn zu erreichen. Mit beiden Händen faßte sie die Kugel, die von der Figur mit leichter Mühe loszulösen war. Diese Kugel schien dem prüfenden Auge des Mädchens ein besonderes Interesse zu gewähren. Sie hatte wahrscheinlich einen geheimen Verschluß und Valentine stieg vom Stuhl und setzte sich mit der Kugel in den Händen an den Tisch, wo die Lichter brannten. Die Versuche, das Gefäß zu öffnen, blieben nicht lange ohne Erfolg. Es fiel geräuschlos in zwei Hälften auseinander, die jedoch an einer Stelle miteinander verbunden blieben. Eine kleine Wolke von Staub erhob sich und war bald verflogen, aber der moderige Geruch von altem Papier drang hervor. Valentine hob aus der einen Hälfte ein mit einem Seidentuch umwickeltes Päckchen hervor und streifte langsam und vorsichtig die Umhüllung ab. Aus dem letzten deckenden Papier zog sie das

Maniaturporträt einer Frau hervor mit der Frisur und dem Kleid nach längst verschollener Mode. Nur einen Augenblick betrachtete Valentine das Bild und legte es sodann mit einer fast schreckhaften Ueberraschung nieder. Von neuem ergriff sie es und betrachtete es jetzt lange und aufmerksam. Das Bild zeigte Zug für Zug das Antlitz Adalbert Normans, nicht anders, als ob er dem Maler in Frauentoilette gesessen hätte. Ein Schauder durchflog die Glieder des Mädchens bei dem unerwarteten und unerklärlichen Anblick, erhöht noch durch die Jahreszahl unter dem Bilde, welche hinter das Geburtsjahr Adalberts zurückreichte.

Valentine bemächtigte sich endlich des Inhalts in der zweiten Hälfte der Kugel. Er bestand aus vergilbten, eng beschriebenen Papieren. Auf dem obersten Blatt waren folgende Worte zu lesen:

„Wer immer diese Blätter auffindet, der soll sie lesen, wenn er lesen kann. Dann soll er sie sammt dem beiliegenden Bild demjenigen übergeben, der zur Zeit der Auffindung Gebieter auf diesem Schloß sein wird.“

Valentine legte sich die Papiere zurecht und fand den folgenden Inhalt:

„Ich schreibe diese Zeilen heimlich als eine Beichte, die ich einem unbekannten Beichtvater ablege. Mein Wunsch ist, daß dieser der Freiherr Walter von Kyras sei. Dies kann ich jedoch nicht hoffen; zu ihm habe ich keinen Zugang mehr, er würde mich weder hören noch eine Schrift von mir empfangen. Vielleicht kommt er selbst in späten Jahren in das Schloß seiner Väter zurück, vielleicht findet er selbst diese Blätter. Dann bin ich wahrscheinlich schon todt, und deshalb wird er sich herablassen, diesen Nachlaß zu seiner Kenntniß zu nehmen. Vielleicht ist er selbst auch schon längst todt, wenn man diese Blätter findet. Dann ist es mir gleichgültig, wenn der zukünftige fremde Besitzer dieses Hauses in die Geschicke und in die Schuld längst verstorbener Menschen blickt.

„Um diese Zeilen zu schreiben, mußte ich darauf bestehen, im Zimmer der Ahnfrau schlafen zu wollen, und um die Neugierigen fern zu halten, um nicht durch ein nächtliches Eindringen der Leute gestört zu

werden, habe ich stets um Mitternacht mit Hilfe des kleinen Klaviers großen, schauerlichen Lärm erhoben, daß man sicher war, ich kämpfe mit den Geistern, und daß niemand sich herein wagte.

„Ich war eine der berühmtesten Sängerinnen Europas und konnte sagen, wie es in einem Trauerspiel eine schöne, stolze Dichterin sagt, ‚daß ich Könige zu meinen Füßen sah, die Mächtigen betrachtete und, spielend mit der dargebotenen Krone, die Stolzen anhörte und — entließ‘. Plötzlich hat mich die Leidenschaft unterworfen. Nicht einem König, nicht einem Krösus, einem armen zwanzigjährigen Jüngling, zwar einem Freiherrn, aber von den Seinen in bettelhafter Armuth erhalten, dem Freiherrn Walter von Kyras, hat mich die Leidenschaft unterworfen. Schrankenlos habe ich ihn geliebt .

„Ich war jedoch auch ein bettelarmes Weib, meine großen Gagen waren verpfändet, Schulden, mahnende, drängende, mit Schimpf und Schande drohende Schulden haben mich niedergedrückt. Da nahte sich mir ein Prinz des kaiserlichen Hauses.

Er trug mir an, alle meine Schulden zu bezahlen, mich von der Bühne abzulösen, mir das Leben einer Prinzessin zu bereiten und nöthigenfalls, wie es ja schon mehr als einmal vorgekommen ist, daß Prinzen aus regierenden Häusern sich mit Sängerinnen vermählten, mich zu heirathen.

„In Noth und Verzweiflung habe ich Walter von Kyras verrathen. Noth und Verzweiflung anderer Art haben mich deshalb ergriffen. Er hat einen schauerlichen Fluch über mich ausgesprochen, und ich werde ihn nicht mehr sehen."

Es folgten lebhafte Schilderungen des einst so glücklichen, wenn auch nur kurzen Zusammenlebens mit dem jungen Baron, sogar von heiteren Bemerkungen begleitet über die Armuth, in der er von seinem Großvater gehalten worden, der damals der eigentliche Herr und Gebieter des Hauses Kyras gewesen war. Heftige Selbstanklagen wegen des begangenen Verraths und zugleich leidenschaftliche Rechtfertigungsversuche folgten, und die letzten Blätter lauteten:

„Der Großvater ist der wahre Teufel. Er hat meinen Prinzen schon in Paris gekannt und hat ihn in Wien auf mich aufmerksam gemacht. Das war dem Großvater ein Mittel, Walter von mir loszureißen, wobei der Alte nur zu gut auf des Weibes Schwächen und Hilflosigkeit rechnete. Mein Prinz hat mich zuerst als Adalgisa in Bellinis ‚Norma' gesehen und gehört, und der Eindruck war gleich ein entscheidender. Er nennt mich seitdem nicht anders als Adalgisa, und hier auf dem Schloß nennen mich die Leute Prinzessin Adalgisa.

„Ach, der Titel wird mir niemals zukommen! Ich selbst will es nicht, und der Augenblick, in welchem ich dem Prinzen bekennen werde, warum es nicht sein soll, wird schwer und kummervoll sein. Ich habe eingewilligt, mit dem Prinzen den Großvater zu besuchen. Heimlich bewog mich dazu die Absicht, diese Schrift aufzusetzen und sammt meinem Bild hier niederzulegen. Vielleicht kommt beides einst noch in die Hände Walters; ich muß es dem Schicksal überlassen; auf keinem andern Weg würde er es

annehmen. Kommt es ihm aber zu, dann lese er in der Schrift meine Reue und sehe im Bild das Weib wieder, das ihn über Alles geliebt hat und liebt. Findet ein Anderer dieses Vermächtniß und Walter lebt nicht mehr — dann ist es mir ganz gleichgiltig, wer davon Kenntniß nimmt, und was damit geschieht."

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Das letzte Blatt war gelesen, und Valentine, verwirrt und fast beängstigt durch das Gelesene, welches ihr eine bisher ungeahnte und furchtbare Welt aufzuthun schien, griff mechanisch wieder nach dem Bilde. Sie sah eine große Frauenschönheit und erklärte sich, weshalb Adalbert, der ganz die gleichen Züge trug, nicht für gleich schön galt: es fehlte ihm die Männlichkeit des Ausdrucks, die jedoch zu diesen weiblichen Zügen gar nicht gestimmt hätte.

Endlich mußte sie ihre Gedanken doch wieder auf das Gelesene richten. In ihrer Unschuld und Unerfahrenheit wurde ihr trotz der frappanten Aehn=

lichkeit ein richtiger Zusammenhang zwischen dieser Frau und Adalbert nicht deutlich. War sie vielleicht eine früh verstorbene Schwester, wer waren dann die Eltern beider? Darüber gab die Schrift keinen Aufschluß, und es erhellte aus ihr nur, daß ein kaiserlicher Prinz sich in der That hier aufgehalten und mit dem Großvater Walters in Verbindung gestanden hatte. War aber dies derselbe verstorbene Prinz, der zu Adalbert im Waisenhause vieldeutige und verhängnißvoll gewordene Worte gesprochen hatte?

Sie dachte nicht lange darüber nach, denn eine andere Vorstellung drängte sich ihr gebieterisch vor die Seele. Walter von Kyras hatte leidenschaftlich geliebt und war schändlich und schrecklich verrathen worden. Blutete ihm nicht deshalb noch immer das Herz? Liebte er nicht heiß und leidenschaftlich dasselbe Weib wie vor fünfundzwanzig Jahren?

Traurig senkte sie das Haupt. Es giebt eine Hoffnungslosigkeit, der keine Hoffnung vorhergegangen ist. Niemals hatte Valentine auch nur im geheimsten Traum ihrer Einbildungskraft daran ge-

dacht, jemals Walter von Kyras angehören zu können — aber erst in diesem Augenblick, erst als ihr seine Leidenschaft für dieses unbekannte Weib vor Augen stand, erfüllte sie die Unmöglichkeit, ihm anzugehören, mit Trauer, ward sie sich der Trennung von ihm mit Schmerz bewußt. Wer weiß, wie lange sie noch in solche Gedanken versunken geblieben wäre, wenn nicht plötzlich leise an ihre Thüre gepocht worden wäre.

Sie war durch die Erlebnisse dieser Nacht so gänzlich aller Furcht entrückt, sie hatte den einzigen Zweck, der sie in dieses Zimmer gebracht, nämlich einen romantischen Spuk zu erleben, so total vergessen, daß sie bei dem Pochen in so später Stunde nicht im Geringsten erschrak. So unbefangen wie am hellen Tage ging sie nach der Thür und fragte, was man wolle. In der Gegenfrage nach ihrem Befinden und ob ihr nichts Unangenehmes widerfahren, erkannte sie die Stimme des Barons. Ihre Versicherung, daß sie ganz wohl und daß nichts Erschreckendes geschehen, veranlaßte ihn, ihr „Gute Nacht“

zu wünschen mit der Bitte, sie möge nicht länger wach bleiben.

Ein heftiges Verlangen durchzuckte sie, was ihr dem Baron gegenüber durch den Fund der Schrift zu thun auferlegt war, nicht einen Augenblick zu verschieben; sie wußte, daß kein Schlummer über sie kommen würde, so lange es nicht geschehen war.

„Nein,“ rief sie deshalb laut, ehe er sich noch entfernen konnte, „nein! Ich bitte, Herr Baron, treten Sie hier ein, es hat sich etwas Wichtiges ereignet.“

Sie schloß die Thüre auf. Da sie in einem fremden Gemach war, wo nichts durch Benützung eine vertrauliche Beziehung, die man gern einem Fremden verbirgt, zu ihrer Person hatte, das Bett unberührt geblieben und ihr Anzug unverändert war; da sie überdies mit stolzer Energie ängstliche Formen der Schicklichkeit stets bei Seite warf, wenn ihr ein nothwendiger und bedeutsamer Zweck vor Augen stand, so trug sie keine Scheu, ungeachtet der nächtlichen

Stunde dem ihr halb fremden Manne die Thüre aufzuschließen.

Er blieb bescheiden an der Schwelle stehen, und Valentine sprach glühend vor Eifer:

„Ich habe mich einer furchtbaren Indiscretion anzuklagen, Herr Baron, und ich begreife nicht, wie ich sie begangen haben kann. Ich habe verborgene Schriften gefunden, die diese Figur da oben auf dem Rücken getragen. Das Wunderbarste ist, daß ich mir der Indiscretion gar nicht bewußt war, als ich sie beging, und daß sie mir erst in diesem Augenblicke klar wird.“

„Das kann ich Ihnen sehr gut erklären, mein Fräulein, Sie befinden sich ja im Zimmer der Ahnfrau. Sie sind gekommen, um Alles zu erforschen, was sich hier begeben mag, und so haben Sie ein natürliches Recht auf den ganzen Inhalt dieses Raumes. Es wäre inconsequent gewesen, man hätte Sie furchtsam gescholten, wenn Sie nicht ergriffen hätten, was sich Ihnen darbot. Das haben Sie dunkel gefühlt und deshalb ohne Scheu gehandelt,

ganz mit Recht. Aber was ist es denn, wenn ich nicht meinerseits indiscret bin, zu fragen?"

Sie zeigte mit einer Armbewegung nach dem Tische vor dem Sopha, auf welchem sie lesend gesessen hatte. Der Baron trat hinzu und blieb stehen, indem er die Blätter vor das Auge hielt. Das Bild hatte er nicht sogleich beachtet, das junge Mädchen ergriff es und reichte es ihm. Er legte die Blätter auf den Tisch und starrte auf das Bild.

Valentine, in einiger Entfernung von ihm, eine Hand auf den Tisch gestützt, stand hoch aufgerichtet und wußte selbst nicht, wie scharf sie sein Antlitz beobachtete. Er legte das Bild, ohne eine Miene verändert zu haben, wieder auf den Tisch und durchflog die Blätter. Dabei zogen sich seine Brauen zuweilen finster zusammen, und ein Zug unsäglicher Verachtung spielte um seine Lippen. Die Art, wie er die Blätter endlich hinwarf, schien ein Ausdruck dieser Verachtung zu sein.

„Abgethane Geschichten!" sagte er ruhig; „in's

Feuer damit, auch mit dem Bilde! Schade, daß die Flamme im Kamin schon erloschen ist!"

Valentine nahm ihren ganzen Muth zusammen, und mit gepreßter Stimme sagte sie:

„Nein, Herr Baron, für mich ist die Sache nicht so gleichgiltig; sie quält, sie beunruhigt mich, sie macht mich unglücklich."

Sie brach plötzlich ab, aus Furcht, ein weiteres Wort könnte ihr Thränen hervorlocken. Mit stummer Verwunderung betrachtete sie der Baron, und als ob er errathen zu haben glaubte, was in ihr vorging, sagte er, einen Schritt näher tretend, mit leiser Stimme:

„Mein armes Fräulein, Sie mußten von Dingen erfahren, die Ihnen bisher so fern gelegen wie die Hölle; Sie schaudern vor dem Treiben der Welt, wie sie sich hier Ihnen enthüllt hat, schrecklicher noch als jedes Unglück, das man Ihnen täglich in Bettelbriefen klagt."

„Das ist es nicht allein," sprach Valentine nach einigem Zögern, aber muthiger und ruhiger, als

vorher; „es ist wahr, ich habe von solchen Möglichkeiten nichts geahnt. Aber eine noch größere Ueberraschung habe ich erfahren. Ich kann nicht mehr damit zurückhalten, denn der Augenblick, Sie ungestört zu sprechen, kommt vielleicht nicht wieder. Ich habe Ihnen bereits angedeutet, Herr Baron, daß ich Interesse an den dunklen Lebensgeheimnissen eines jungen Mannes nehme mit dem Namen Adalbert Norman. Dies ist sein Porträt, Zug für Zug, nur in die Weiblichkeit übertragen; an das Leben dieser unbekannten Frau muß das Geheimniß Normans geknüpft sein."

„So, so," sagte der Baron, indem er das Bild wieder einen Augenblick lang betrachtete und abermals auf den Tisch warf; „das ist sein Porträt?"

„Lebt diese Frau noch," fuhr Valentine fort, „so will ich Sie nicht einen Moment mehr behelligen, Herr Baron, sagen Sie mir nur, wo ich sie finde."

„Diese Frau ist längst todt," erwiderte er,

„aber theilen Sie mir Alles mit, was Sie von Norman wissen."

Er winkte ihr, sich auf dem Sopha niederzulassen, und nahm selbst auf einem Sessel Platz. Sie erzählte nur zusammengedrängt, aber vollständig, soweit sie eben selbst unterrichtet war. Sie hatte Norman bei Hofrath Angel, dem gemeinsamen Vormund, kennen gelernt, und das Leiden des jungen Mannes und die Idee einer höhern Abkunft, die ihn fortwährend beschäftigte, hatten ihre Theilnahme gewonnen. Sie möchte das Räthsel dieser Abkunft lösen, wenn überhaupt ein Räthsel vorhanden war.

Der Baron stand auf.

„Es ist zu spät, heute noch darüber zu sprechen," sagte er. „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Ich sehe Sie erregt, schmerzlich bewegt. Suchen Sie den Schlummer, ich werde mich morgen zu einer Unterredung bei Ihnen ansagen lassen."

Er nahm die Schriften und das Bild an sich und verließ das Zimmer mit einem stummen Gruße. Valentine schöpfte einen ihr selbst unklaren Trost

aus dem Versprechen der Unterredung. Nach wenigen Minuten löschte sie die Lichter und schlummerte friedlich ein.

Der Baron in seinem Schlafgemach schlummerte nicht. Er überlas jetzt aufmerksam die Blätter, schürte dann das Feuer in seinem Kamin und warf die Schriften hinein. Das Bild jedoch verwahrte er in seinem Portefeuille; er wollte sich von der Identität der Züge mit denen Adalbert Normans überzeugen, sobald er diesem begegnet sein würde.

Die Unterredung am nächsten Tage fand erst statt, nachdem Walter von Kyras reiflich erwogen hatte, was er in der Angelegenheit zu thun bereit war. Sie liebt ihn offenbar, hatte er sich gesagt, durch ihre Hand und auf ihre Anregung habe ich manches Gute geleistet; sie hat mich fast gewöhnt, im Wohlthun fortan den Schwerpunkt meiner Existenz zu sehen. Warum sollte ich nicht vor Allem ihr selbst wohlthun? Für mich bleibt nichts Anderes von ihr zu hoffen, als ein armseliger Dank, aber auch diesen will ich nicht einbüßen.

„Mein Fräulein,“ sprach er in Gegenwart ihrer Mutter zu Valentine, „ich habe meinen Reiseplan geändert. Das ist es, was ich Ihnen, meine verehrten Damen, anzeigen wollte, deshalb bin ich gekommen. Statt nach Paris, reise ich heute Abend nach Wien. Dort will ich Manches ordnen, mich sogar in dunkle Familiengeschichten mischen, um sie aufzuklären, und unter vielen Stadtneuigkeiten werde ich doch so glücklich sein, eine zurückzubringen, die Ihnen wohlgefällt, mein Fräulein, an der Sie ein befriedigtes Interesse nehmen werden.“

Er sah sie bedeutungsvoll an, und sie pries im Stillen seine Zartheit, daß er den Gegenstand, um welchen es sich für sie handelte, in Gegenwart der Mutter nicht mit Namen nannte. Mit unverkennbarem Danke blickte sie ihn an.

„Noch eins,“ fuhr er fort, „ich weiß nicht, wie lange ich in Wien werde bleiben müssen. Ich wünsche, daß Sie die Geschäfte, die Ihnen obliegen, ganz nach Ihrem Gutdünken fortführen. Verfügen Sie über die Kasse, die Ihnen zu Gebote steht. Erweisen Sie

mir aber auch die Freundschaft, von meiner Equipage und von Allem, was Ihnen das Schloß Vergnügliches bieten kann, unbeschränkten Gebrauch zu machen. Die Dienerschaft ist angewiesen, Ihnen wie mir selbst zu gehorchen. Ich bringe hoffentlich Gutes zurück; leben Sie wohl!“

Er sagte noch einige freundliche Worte zu Frau von Torstenau, verlangte lächelnd Nachrichten über die Angelegenheit des Herrn Wanderfeld zu erhalten und schied, ohne daß die Frauen ihn vor seiner Abreise wiedersahen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der große Erfolg, den das Harmoniumspiel Adalbert Normans im Hause des Hofraths Angel erzielt hatte, ließ Frau von Wörther und ihre schöne Tochter nicht schlafen. Sollte es in Wien einen neuen Genuß für die Gesellschaft geben, ohne daß er auch in dem Haus zu finden wäre, in welchem Georgine die Huldigungen aller Welt empfing? Man ruhte nicht, bis der nervöse und interessante Künstler, mit dem man schon bei Angel flüchtig bekannt geworden war, förmlich eingeführt war und wie ein regelmäßiger Besucher des Hauses betrachtet werden konnte. Dann wagte man sich auch sogleich mit dem Verlangen hervor, daß er in einer Soirée, die Frau

von Wörther zu geben im Begriff war, einen Vortrag auf dem Harmonium halte. Ja, man war nahe daran, ihn zu bitten, er möge gleichfalls nach einer erschütternden Pièce mit einem schrillen Ton in Ohnmacht fallen, und ließ sich vielleicht von dieser anspruchslosen Bitte nur durch den Umstand zurückhalten, daß man ihm nicht die gleich angenehme Erweckung aus der Ohnmacht durch die Küsse eines Mädchens mit Sicherheit versprechen konnte.

Norman wäre nicht geneigt gewesen, überhaupt in diesem Haus zu erscheinen, wenn ihn nicht ein doppeltes Motiv dazu vermocht hätte. Einerseits war sein Freund, Fürst Rautendorff, lebhaft dafür interessirt, denn er wollte ihn in manchen Fällen als klugen Vermittler mit der schönen Georgine benützen. Andererseits war eine lebhafte Sympathie, die Norman für Doctor Frondberg gefaßt hatte, entscheidend dafür, eine Gelegenheit zu suchen, um diesem vielleicht gefällig, vielleicht sogar dankbar sich zu zeigen. Dies konnte gerade dadurch am leichtesten geschehen, daß Norman darüber wachte, wie weit es in dem Verkehr

zwischen dem Fürsten und der Haustochter noch kommen sollte.

Bei dem schwankenden, stets vom Zustand seiner Nerven beherrschten Wesen des jungen Mannes war er selbst in Momenten, in denen Anlaß gewesen wäre, aufklärend einzuschreiten, immer in der Schwebe geblieben, und die Erwägung, ob er nicht einem der Freunde schaden würde, wenn er dem andern nützte, hatte ihn zu keiner That kommen lassen. Er wartete noch immer auf den Augenblick, der ihn dazu hinreißen sollte.

Das Verhältniß zwischen Frondberg und Georgine hatte sich inzwischen äußerlich nicht verändert; es war noch von keiner Seite zu einer bestimmten Erklärung gekommen. Wie es aber bei einer solchen sich resultatlos fortspinnenden Beziehung immer geht, eilte das Gerede der Welt dem Ereigniß weit voraus. In allen eleganten Kreisen hatte Frondberg mehr oder minder versteckte Anspielungen zu vernehmen, nach welchen man ihn für den designirten Zukünftigen des schönen Mädchens hielt. Diese Annahme schmeichelte

ihm viel zu sehr, wurde zu oft mit Aeußerungen des Neides und selbst der Bewunderung für seine siegreiche Persönlichkeit begleitet, als daß er Lust gehabt hätte, zu widersprechen. Eine wie zufällig klingende Einmischung des fürstlichen Namens Rautendorff in die Gespräche über Georgine blieb in so delicaten Grenzen, daß er dadurch nicht beunruhigt wurde. Er dachte gleichwohl auch dieser Einmischung ein Ende zu machen, sobald es nur einmal zu einer Entscheidung gekommen sein würde, und deshalb beklagte er um so mehr, daß Frau von Wörther noch immer Widerstand leistete.

Wieder war einmal ein Nachmittag gekommen, an welchem Frondberg Georgine und ihren Bruder zu einem Concert abholen sollte, und wie schon mehrmals hatte das launische Mädchen eine bestimmte Zusage nicht eingehalten. Die frivole Behandlung von Versprechungen, die ihn in jedem andern Fall höchlich erbittert hätte, gehörte, wie er sich zum Trost sagte, zu den unausweichlichen Nothwendigkeiten des Frauenlebens in einem großen und glänzen=

den Kreise. Wieder fand er Frau von Wörther allein in dem kleinen Raum, den sie ihr Kaffeeplätzchen nannte. Er wollte aus der unangenehmen Ueberraschung wenigstens Vortheil ziehen und es von Seiten der Mutter zu einer festen Erklärung bringen. Sie setzte ihm gleich bei den ersten Worten, wie er es hatte erwarten müssen, die Mahnung an den Proceß entgegen.

„Ja, ja," sagte Frondberg, „ich bin froh, daß Sie heute davon anfangen. Ich habe lange gezögert, Ihnen reinen Wein einzuschenken; weil wir aber gerade so traulich beisammen sind, so will ich damit zu Ende kommen. Meine liebe, gnädige Frau, ich muß Ihnen sagen, daß schon der Anfang ganz verfehlt war."

Er setzte ihr nun auseinander, daß sein Freund Wörther, wenn die Sache noch bei seinem Leben in Gang gekommen wäre, ganz anders begonnen hätte. Er würde sich von der Gegenpartei, bevor diese noch eine Ahnung gehabt, daß ein Proceß in Aussicht stehen könne, die Documente haben geben lassen, die

sie ihm in dieser Ahnungslosigkeit willig ausgefolgt hätte und die sie jetzt natürlich verweigerte. Das Recht war auf Seiten der Frau von Wörther; Frondberg bewies ihr aber, daß erst jene Documente das Recht sonnenklar gemacht hätten und daß ohne dieselben der Proceß für Frau von Wörther so gut wie verloren war.

Sie hatte ein so ungünstiges Resultat mit solcher Bestimmtheit nicht erwartet. Wie viele Kosten hatte der Proceß nicht schon verursacht und wie viele Hoffnungen waren auf ihn gesetzt worden! Die unglückliche Frau rang die Hände, und Frondberg dachte, der Boden wäre jetzt gerade gehörig erweicht, daß die Saat, die er streuen wollte, rasch aufschießen konnte.

„Kann ich Ihnen in dieser Beziehung nichts nützen, liebe Freundin, wie Sie gehofft haben,“ sagte er, „so könnten Sie mich doch in einer andern Beziehung recht gut brauchen. Ihr Ferdinand muß eine Familienautorität über sich haben, er muß am Genick gepackt und mit starker Haud vom Verderben

zurückgehalten werden. Er macht die dümmsten und die gefährlichsten Schulden. Sie wissen, meine Theure, Sie haben noch eine Rechnung mit mir auszugleichen; ich habe mit Ihrer Zustimmung die Wechsel Ferdinands bei Dombitzer eingelöst. Es ist kein Mann in Ihrer Familie, und der Abgrund thut sich auf —"

Wenn Frondberg pathetisch wurde, dann war er nicht anzuhören, und um dies zu vermeiden, unterdrückte Frau von Wörther ihre schweren Seufzer wegen des Processes und holte, die Absicht Frondbergs wohl merkend, das alte Manöver mit dem Fürsten Rautendorff hervor. Frondberg wurde darüber ärgerlich und platzte heraus:

„Abgeschmackt! Georgine liebt ihn nicht, das weiß ich von ihr selbst, und der Fürst denkt an keine Verbindung. Eigentlich ist es unverschämt, daß er ihr Briefe schreibt, wie sie mir gestanden hat, und wenn ich in Ihre Familie eintreten soll, so wird das Erste sein, daß ich mir diese Briefe geben lasse. Selbstverständlich, daß er dann nicht mehr in's Haus

kommen darf. Merkwürdig, daß er immer zu Stunden kommt, in denen ich ihn nicht treffen kann! Wie die Sache auch immer sich verhalten mag, es ist Zeit, diese ganze fürstliche Beziehung gründlich auszurotten. Ich habe Andeutungen hören müssen; denken Sie, gnädige Frau, die Welt spricht schon davon!"

Er hob die Arme empor, als ob er den Himmel anklagen wollte. Frau von Wörther hatte sich während seiner langen Rede ihr Verhalten zurechtgelegt. Dem Verlust des Processes sah sie zum ersten Mal klar in's Auge. Eine vortheilhafte Heirath war jetzt Alles, was noch übrig blieb. Das Spiel mit dem Namen des Fürsten, die Vorspiegelung seiner Absichten auf Georgine, um die Leidenschaft des Doctors oder seine Eitelkeit auf das Höchste zn reizen — dies Alles hatte seine Dienste gethan und konnte nur noch dazu taugen, die letzte Entscheidung sicher herbeizuführen.

„Sie sind in zwei großen Irrthümern, lieber Doctor," sagte darum Frau von Wörther nach

einigem Bedenken; „Sie behaupten zuerst, Georgine hätte keine Neigung für Rautendorff. Haben Sie so tief in ihr Herz geblickt? Zweitens behaupten Sie, er denke an keine Verbindung mit ihr. Kennen Sie seine Absichten? Von beiden werden Sie mich erst überzeugen, wenn Georgine in Folge Ihrer Schwüre, Ihrer Verheißungen erklärt, Ihnen die Hand reichen zu wollen. Ich weiß aber nicht einmal, ob dies wirklich und ernsthaft Ihr Wille ist, mein lieber, flatterhafter Frondberg. Sie sind ein wenig mauvais sujet."

Frondberg lachte geschmeichelt, betheuerte aber den Ernst seiner Absichten. Frau von Wörther machte ihn aufmerksam, daß das väterliche Erbtheil, wie es sich von selbst verstünde, da Wörther Beamter war, nur gering sei, sowie daß in Folge der Kosten des Processes und der geschwundenen Aussicht, ihn zu gewinnen, auch das mütterliche Erbtheil einst nicht groß sein werde. Sie wies auch darauf hin, daß Georgine gleichwohl auf ein so angenehmes Leben Anspruch hätte, wie sie es bisher geführt.

Er versicherte, dies Alles bedacht zu haben und ausreichend in der Lage zu sein, des Mädchens Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Zwar einen so exorbitanten Luxus, meinte er, wie ihn Georgine in manchen Familien ihrer Bekanntschaft vor Augen habe, wolle er nicht treiben; aber eine glückliche Häuslichkeit mache solchen Luxus auch nicht zum Bedürfniß.

„Wie gesagt," sprach hierauf Frau von Wörther, „wenn Georgine Sie wirklich liebt und nicht den Fürsten, und wenn sie Beweise hat, daß er an keine Verbindung denkt — nun, so werde ich meine Einwilligung nicht länger zurückhalten."

In diesem Augenblick meldete die Zofe, die den Auftrag dazu empfangen hatte, daß Fräulein Georgine nach Hause zurückgekehrt sei. Frau von Wörther bat um Entschuldigung, daß sie die mitgebrachten Einkäufe in Augenschein nehmen wolle, und entfernte sich. Nach wenigen Minuten kehrte sie mit Georgine zurück; die wenigen Minuten hatten zur Verständigung zwischen Mutter und Tochter hingereicht.

Das Abendlicht war dem Aeußern Georginens besonders günstig, und strahlend von Schönheit und jugendlicher Frische trat sie Frondberg entgegen, der unwillkürlich aufgesprungen war, und bewundernd vor ihr stehen blieb. In der Hand trug sie eine reich geschmückte Schatulle, die sie auf das Tischchen vor dem Puff ihrer Mutter stellte. Dann reichte sie dem Doctor die Hand und ließ sich nieder, indem sie mit einem Ausdruck von Lieblichkeit und Herablassung zugleich wie eine gnädige Königin dem Doctor winkte, sich zu ihr zu setzen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Ist das auch ein Einkauf?“ fragte Frondberg, die Augen auf das schöne Kästchen richtend.

„Nein,“ erwiderte Georgine, „das ist ein altes Besitzthum und eigentlich nichts werth. Darum gebe ich nur hinein, was auch nichts werth ist. Rathen Sie einmal, was darin ist.“

„Eine Abschrift aller Huldigungen, die Sie auf dem vorgestrigen Ball empfangen haben,“ bemerkte der Doctor, der gelernt hatte, sich in den ihm nicht natürlichen Ton, den man in den Kreisen geistreich nennt, hineinzuzwingen.

„Noch viel weniger,“ sagte Georgine, „aber zuerst von etwas Anderem. Mama hat mir in aller

Eile anvertraut, daß Sie etwas für mich auf dem Herzen haben."

Der Doctor fühlte, daß der Moment, der über sein ganzes Leben entscheiden sollte, gekommen war, und ungeachtet des Taumels oder Rausches, in welchem er seit langer Zeit schwebte, ungeachtet der Hoffnung auf eine Aufsehen erregende Befriedigung seiner Eitelkeit oder seines Stolzes, überkam ihn doch instinctmäßig eine heimliche Angst. Wie um einen Vorwand zu finden, mit seiner Erklärung im Angesicht der Mutter noch zu zögern, begann er vom Fürsten Rautendorff zu sprechen und, als ob er in diesem Punkt von einer größeren Besorgniß und Eifersucht erfüllt wäre, als es wirklich der Fall war, that er den halb ernsten, halb komischen Schwur, nicht von der Stelle zu weichen, bis er völlig beruhigt sein könnte.

Georgine lachte ausgelassen, aber der Doctor verlor aus seinem Antlitz wie aus seiner Stimmung Alles, was hätte glauben machen können, daß er blos scherzte. Fast wie eine Drohung war es anzuhören,

als er des Geschwätzes in der Welt erwähnte, und er redete sich selbst in den Glauben hinein, den er laut aussprach, daß es ihm unendliche Qual bereite, sich nicht völlig aller Zweifel an der Harmlosigkeit der Beziehung begeben zu können.

„Sehen Sie, wie gut ich Sie schon kenne, Doctor," fiel ihm Georgine mit übermüthigem Ton in's Wort; „wollen Sie nun rathen, was in der Schatulle ist? Noch viel weniger, habe ich Ihnen gesagt, als die Huldigungen auf einem Balle. Die Briefe des Fürsten sind es, alle, manche freundschaftlich, vertraulich; aber ich habe kein Geheimniß mehr vor Ihnen. Wenn es ein Verbrechen ist, daß ich die Geheimnisse des Fürsten preisgebe, so möge der Gott der Liebenden mir verzeihen."

Dieses letzte Wort und der begleitende Blick entzückten den Doctor, und er nahm die Briefe aus dem Kästchen.

Fürst Clemens Rautendorff war ein lebenslustiger junger Mann, der in der nächsten Zeit die Erklärung seiner Mündigkeit zu erwarten hatte. Dieser Wende-

punkt erfüllte ihn mit außerordentlicher Freude, und er dachte in der That daran, von dieser Zeit an erst zu einem genußreichen Verkehr mit Georgine zu gelangen. Er staunte ihre Schönheit an, sie erfüllte ihn mit Gluth — im Traum aber fiel es ihm nicht ein, daß er jemals den Traditionen seines Standes untreu werden könnte. Seit er Georgine kannte, schrieb er ihr fast täglich, immer in englischer Sprache, weil diese vor dem zufällig eindringenden Blick eines Hausgenossen mehr Sicherheit versprach als das Deutsche oder Französische. Der Ton der Briefe war meistens sehr degagirt und deutete bei der Empfängerin auf eine große Emancipation der Gedanken hin. Es waren aber auch Billette mit harmlos pikanten Wendungen und ernsthafte Briefe über künstlerische und literarische Erscheinungen in ziemlicher Anzahl vorhanden.

Die Briefe schickte der Fürst nicht einfach durch einen Lakaien in's Haus. Er wußte stets eine originelle Art der Vermittelung aufzufinden, bald durch eine Blumenverkäuferin, bald durch einen Freund des

Hauses, der selbst nicht wußte, was er überbrachte, und auf viele andere Weise. Einen großen Theil der Briefe hatte Georgine an diesem Tage verbrannt, die harmlos pikanten Billette jedoch und die Briefe mit ernsten Auseinandersetzungen in diesem Kästchen zusammengelegt.

Der Doctor war ein schlauer Mann, was schon die Erfolge in seinem Beruf bestätigten. Die Briefe waren für die Dauer der Bekanntschaft gering an Zahl; er sah nach dem Datum eines jeden, um die Zwischenpausen zu berechnen, fand aber nirgends ein bestimmtes Datum, immer nur einen Wochentag angegeben. Daß er in Schriftstücken, die man ihm ungeheißen überantwortete, nichts Verdächtiges finden würde, konnte er im voraus wissen und wollte nicht so dumm scheinen, dennoch Verdächtiges zu suchen. Deshalb überflog er die Papiere mit gleichgiltiger Miene. Was ihm dabei aber in der That verdächtig vorkam, war eben die unerbetene Auslieferung der Briefe, das Freiwillige des Schrittes. Den Juristen wollte bedünken, nur das Bewußtsein einer Schuld

könne auf unverlangte Beweise von Unschuld verfallen. Er sagte nichts, sondern legte die Briefe mechanisch wieder in das Kästchen.

„Sie sehen, Frondberg, daß ich absolut keine Geheimnisse mehr vor Ihnen habe, selbst wenn die anderer Leute dabei preisgegeben werden,“ wiederholte Georgine mit einer gewissen Verlegenheit, weil sie einen unheimlichen Zug im Antlitz des Doctors sah und vergebens eine Aeußerung von ihm erwartete.

Der Bediente trat ein und meldete, daß Herr Adalbert Norman anfrage, ob ihn die Damen empfangen wollten.

Beide Frauen bejahten mit Eifer, denn von einer gewissen Beklemmung, die über der Situation lag, konnten sie durch das Eintreten eines Unbetheiligten am besten befreit werden.

Norman erzählte von den Begebenheiten des Tages, nnd da eine nervöse Natur der Ahnung des Ungewöhnlichen leicht zugänglich ist, so kam es ihm vor, daß die zerstreuten und halben Antworten seiner

Zuhörer eine vorausgegangene entscheidende Erklärung bedeuteten. Sollte das Bündniß zwischen Frondberg und Georgine beschlossen worden sein? Der Gedanke that ihm sehr weh, aber wenn sich die Dinge wirklich so verhielten, dann war jetzt nichts mehr zu thun, und nur unwillkürlich, als ob er dadurch seinem eigenen Gefühl eine Genugthuung gäbe, sprach er in Gegenwart des Doctors, was er eigentlich Georgine allein hätte sagen sollen.

„Ich komme im Auftrag des Fürsten Rautendorff; ich bin sein postillon d'amitié."

Er zog einen Brief aus der Tasche, den er noch einen Augenblick vor die Augen hielt, wie um an der Adresse zu sehen, ob er den richtigen hervorgezogen; bevor er ihn aber noch Georgine überreichen konnte, legte Frondberg seine wuchtige Hand darauf und sagte lachend:

„Sie haben absolut kein Geheimniß mehr vor mir, mein Fräulein, selbst wenn dadurch das Geheimniß anderer Leute preisgegeben wird, und so

möchte ich zu der Collection fürstlicher Briefe, die Sie mir anvertrauten, auch diesen hinzunehmen und Ihnen berichten, was darin steht. Das Unerwartete ist immer interessanter als das Vorbereitete."

Georgine wurde purpurroth; sie wußte, daß sie jetzt auf der haarscharfen Schneide einer Lebenskrise stand, und daß es ganz vom Geschick abhing, ob sie auf die gute oder schlimme Seite fallen sollte. Wenn sie das Verlangen Frondbergs verweigerte, so war sie in jedem Fall verloren, während ihr die etwaige Harmlosigkeit des Briefes einen Triumph und ein Glück bereiten konnte. Dies Alles schoß ihr wie ein Blitz durch das Gehirn, so daß sie ohne vorhergegangenes Nachdenken sagen konnte:

„Volontiers!"

Sie sprach in peinlichen Augenblicken immer französisch, weil sich die fremden Worte in einer difficilen Lage leichter darbieten als die der Muttersprache.

Frondberg öffnete den Brief und las still für sich:

„Georgine, theures Mädchen, ich bitte, ich beschwöre Sie, endlich doch mit dem alten Gecken Frondberg ein Ende zu machen, das will sagen, einen Anfang. Es wäre himmlisch, wenn Sie an demselben Tag verheirathet wären, an welchem ich mündig werde. Ich gehe sogleich auf das Gut, das ich Ihnen so oft genannt habe, wo wir gemeinsame Jagden und Spazierritte machen wollen. Ihre Mama würde niemals eine Einladung dahin annehmen, so lange keine Dame für die Honneurs vorhanden ist. Ein Ehemann aber deckt Alles; ich gebe ihm Rechtssachen genug, und wir —"

Nach diesem Gedankenstrich war von anderen Dingen in dem Brief die Rede. Doctor Frondberg hatte sich in Wien die Aufgabe gestellt, ein Weltmann zu sein, und ein solcher darf sich niemals auf der ungeziemenden Aeußerung einer starken Aufwallung betreten lassen. Frondberg legte ruhig den Brief wieder in das Couvert und schob ihn in die Tasche. Dann erhob er sich langsam, ergriff seinen Hut und machte den beiden weiblichen Wesen, die

ihn erstaunt anstarrten, eine tiefe Verbeugung mit den Worten:

„Ich empfehle mich!“

Die Vieldeutigkeit dieser Worte konnte man nicht ahnen, dennoch kam es nur mechanisch von den Lippen der Frau von Wörther:

„Wann werden Sie uns wieder die Ehre geben?“

Georgine aber, nur um nicht stumm zu bleiben, bemerkte:

„Sie haben ja meinen Brief an sich genommen, Doctor.“

„Ja, richtig,“ erwiderte er, „ich bin so zerstreut.“

Er zog den Brief hervor und ließ ihn wie zufällig auf den Boden fallen, in Wahrheit aber aus Zorn und Verachtung.

„Aus dem Briefe,“ fügte er hinzu, „können Sie ungefähr selbst berechnen, wie bald ich Ihnen wieder die Ehre geben werde.“

Stattlich und gemessen schritt er zur Thür hinaus. Georgine hob jetzt hastig den Brief vom Boden

und las ihn, worauf sie in ihren Fauteuil sank, den Brief zerknitternd. Frau von Wörther wollte ihn ebenfalls lesen, und da Georgine keine Miene machte, ihn ihr zu geben, so riß sie ihn ihr zornig aus den Händen. Sie war aber des Englischen nicht mächtig und stellte nun stürmische Fragen. Es entspann sich ein Wortwechsel; beide Frauen hatten in ihrer Aufregung total vergessen, daß noch eine dritte Person Zeuge der Scene war.

Adalbert Norman hatte auch keine Lust, sich bemerkbar zu machen. Er schlich leise und vorsichtig zur Thüre hinaus und ereilte Doctor Frondberg noch auf der Straße. Dieser schritt mit straff niederhängenden Armen und geballten Fäusten langsam dahin, den Weg nach seinem Hotel, dem „goldenen Lamm" in der Praterstraße, einschlagend. Norman wagte nur in Anspielungen zu verstehen zu geben, daß er die Situation errathen und sich über den Ausgang der Sache ausnehmend freute. Frondberg antwortete keine Silbe, aber vor dem Hotel angekommen und sich verabschiedend, sagte er:

„Baron Kyras kommt morgen in Wien an. Ich habe ein Telegramm von ihm, in welchem Ihr Name vorkommt. Es gilt also auch Ihnen. Er steigt bei seinem Freund, dem französischen Botschafter ab. Valentine von Declan scheint für Sie gearbeitet zu haben. Drängen Sie sich aber ja nicht zum Baron; warten Sie ruhig, bis er Sie aufsucht."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Als Christine Ringelkron an demselben Abend, an welchem ihre Verlobung mit Herrn Lukas Wanderfeld gefeiert werden sollte, das Schreiben der Frau von Torstenau erhielt und ihre Eltern in ein Nebengemach berief, um ihnen anzuzeigen, daß das freudige Fest nicht stattfinden könnte — da war sich Christine wohl bewußt, einem unerbittlichen Zwang ihres Gemüths zu gehorchen. Nicht leichtsinnig wäre sie wieder zurückgetreten, nachdem sie das Glück der Eltern über die endlich erreichte „Versorgung" geschaut und empfunden hatte. In ihr selbst war allerdings eine geheime Befriedigung vorherrschend, daß sie einen schwerniegenden Grund zum Rücktritt

gefunden hatte. Allein diese selbstische Genugthuung durfte keinen Gran Gewicht in ihrer Handlungsweise geltend machen.

„Als ich ihm unter vier Augen mein Wort gegeben," sagte sie zu den Eltern, „war es erst geschehen, nachdem er mir in der edelsten Weise erklärt hatte, daß er nichts dazu gethan, um Mathilde Boganoff um ihr Erbtheil zu bringen und daß er stets bereit sein würde, wenn sie nicht in Amerika wäre, sich mit ihr billig auszugleichen. Nun ist sie aber hier."

„Sie ist hier?" stotterte Ringelkron mehr als er sprach, „das ist ja —"

Es war keine Zeit zu einer langen Unterredung, denn drüben warteten die Gäste und mußten schon über die Abwesenheit der Familie befremdet sein. Christine beeilte sich, nur noch zu erwähnen, daß ja die Heirath zwischen ihr und Wanderfeld noch immer möglich wäre.

„Er hat mein Jawort," sagte sie, „und wenn es Dir recht ist, Papa —"

Er unterbrach sie mit der Mahnung, jetzt zu den Gästen hinüberzugehen. Christine hatte vom ersten Augenblick an gewußt, daß nach dem Willen ihres Vaters die Heirath unmöglich war, wenn Wanderfeld das Geld herausgab, und das ängstliche Stottern ihres Vaters hatte sie wenigstens darüber beruhigt, daß er in diesem außerordentlichen Fall das Scheitern der Verbindung gern verschmerzen würde. Ihre Sorge war nur, daß Wanderfeld auf seinem Schein bestehen würde, und in diesem Fall sollten selbst die Thränen ihrer Eltern sie nicht zwingen, einem solchen Mann ihre Hand zu reichen.

Das Festmahl verlief sehr still. Die Gäste, die keine Ahnung gehabt, was im Werk hätte sein sollen, genossen mit Verwunderung das Schauspiel des hochzeitmäßig gekleideten Lukas Wanderfeld. Dieser aber wartete mit Ungeduld auf den für den Schluß verabredeten Trinkspruch seines künftigen Schwiegervaters, welcher die Verbindung zu allgemeiner Kenntniß bringen sollte. Wanderfeld hörte sich gern in seiner salbungsvollen Weise sprechen und trug eine gerührte

und rührende Bräutigamsrede schon fertig im Kopf. Allein die Teller leerten sich, die Flaschen leerten sich, aber kein Mund öffnete sich zu einem andern Zweck, als um jene Leerheit zu bewerkstelligen. Endlich leerte sich auch der Raum von den Gästen. Sie hatten sich das Vergnügen gemacht, von dem feierlich gekleideten Herrn mit besonders feierlichen Verbeugungen zu scheiden.

Lukas Wanderfeld war jedoch in der That kein Heuchler, wenn auch die geistlichen Manieren so stark in Verruf gekommen sind, daß man Denjenigen, der sie zur Schau trägt, nicht immer für aufrichtig hält. Als er mit Christine und ihren Eltern allein geblieben war und die Rückkehr und den neuen Aufenthaltsort der Mathilde Boganoff erfahren hatte, da erblaßte er zwar einen Augenblick, er richtete sich jedoch sogleich stolz in die Höhe und bemerkte, Christine scharf in's Auge fassend, daß die Verlobung aus diesem Grund nicht zu unterbleiben gebraucht hätte.

Niemand wußte, welchen Sinn er eigentlich in

diese Worte legte, und als deshalb auch Niemand antwortete, sprach er in salbungsvollem Ton und sehr ausführlich von der Wahl der Herzen, die sich nicht nach irdischen Gütern richtet.

Am Schluß dieser Rede reichte ihm Christine die Hand und bemerkte:

„Sie haben mein Jawort erhalten und zwar mit der Voraussetzung und der ausgesprochenen Bedingung, daß meine Eltern damit einverstanden seien. Da ich nun aus Ihrer Erklärung sehe, daß Sie derselbe edle Mann geblieben sind, so werde ich weder am Jawort noch an der Bedingung etwas ändern."

„Verzeihen Sie," beeilte sich Ringelkron einzuwerfen, „mein Wille — das ist ja die Bedingung, die meine Tochter gestellt hat — ist noch nicht so entschieden. Sie ist noch so jung; ich habe eigentlich noch gar nicht daran gedacht, sie zu verheirathen."

„Sie zu verheirathen, mich von meiner Tochter zu trennen," schluchzte Frau Ringelkron und konnte

sich kaum fassen; „edler Mann, lassen Sie mir noch meine Christine!“

Ringelkron eilte zu seiner Frau und führte sie hinaus, damit sie im Schlummer Trost finde. Während dessen kamen Wanderfeld und Christine überein, am nächsten Tag zu der gleichen Stunde Mathilde Boganoff zn besuchen.

Sie fanden bei ihr Frau von Torstenau, und es wurde eine lange Unterredung geführt. Wanderfeld bewährte sich in der That musterhaft. Er sprach von einem Testament, welches der Vater der Frau Boganoff vor vielen Jahren bei seinem Rechtsanwalt, Doctor Georg Frondberg, niedergelegt hätte, und erklärte, daß dieses Testament, in welchem er selbst, wie er wußte, mit einem kleinen Legat bedacht war, in allen Stücken aufrecht erhalten bleiben müsse. Frau Boganoff widersetzte sich, und es gab einen edlen Wettstreit, welcher keineswegs noch an demselben Tag geschlichtet werden konnte.

Schon an diesem Tag aber machte Wanderfeld durch die uneigennützige Größe seines Handelns und

durch seine von theologischer Frömmigkeit durchdrungenen Reden einen mächtigen Eindruck auf Felicia von Torstenau. Sie bat ihn um seinen Besuch im Schloß, und er sagte ihn für einen bestimmten Tag zu.

In nächster Zeit schloß sich Christine immer lebhafter an Mathilde Boganoff an, deren Energie, einem Geliebten um jeden Preis zu folgen, sie immer bewundert hatte. Frau Boganoff ihrerseits war glücklich, ein jüngeres Wesen und ein fröhlicheres Gemüth als Frau von Torstenau in ihrer Nähe zu haben. Gleichwohl war die unglückliche Mathilde von Dankbarkeit und Liebe für Frau von Torstenau erfüllt, und besprach mit wahrem Schmerz die krankhafte Gemüthsstimmung Felicias, an der ein furchtbares und geheimes Leid nagte, das sie unaufhaltsam zu Grunde richtete.

„Herr Wanderfeld," sagte Frau Boganoff, „ist ein Ideal für Frau von Torstenau geworden. Sie hat, seit sie ihn hier zum erstenmal gesehen, mir immer von ihm gesprochen und erwartet mit Unge-

duld seinen Besuch. Er könnte vielleicht ihrem Kummer nachforschen und sie trösten."

In diesem Sinn sprach am nächsten Tag Christine mit Wanderfeld, und dieser war darauf vorbereitet, seinen Besuch bei Frau von Torstenau in der Rolle eines Seelenarztes anzutreten. Das war eine Mission, die er leidenschaftlich gern übernahm; sie stimmte zu seinen Anlagen und zu seinen Neigungen. Nach seinem ersten Besuch hatte er es so weit gebracht, daß Frau von Torstenau versprach, sich ihm bei nächster Gelegenheit zu offenbaren.

„Ich bin viel in die Kirche gegangen," sagte sie, „aber es hat keine dauernde Wirkung auf mich gehabt; ich habe manchen Priester in's Auge gefaßt und mich gefragt, ob ich ihm ganz vertrauen könnte, ohne daß es dahin gekommen wäre. Sie, Herr Wanderfeld, zeigen sich mir als ein gelehrter Mann, wie es ein Priester ist, aber auch in der großartigen christlichen Handlungsweise, in der sich ein von der Welt abgelöster Priester selten zeigen kann."

Valentine faßte diese Bekanntschaft ihrer Mutter

und die Wirkung als ein ungeheures und glückseliges Ereigniß auf. Gern wäre sie Wanderfeld zu Füßen gesunken und hätte seine Hände geküßt. Sie suchte nach einem Augenblick, wo sie allein mit ihm sein konnte, um ihm zu danken, ihn zu beschwören, von dem Werk der Heilung nicht abzulassen, um ihm zu versprechen, die Mutter möglichst in der einem Vertrauen günstigen Disposition des Gemüthes zu erhalten.

Auch auf Christine war die Haltung Wanderfelds von großem Einfluß. Das sittlich erhebende einer edlen That kann mehr noch als der Genuß des Schönen in Natur und Kunst begeistern und das Herz schwellen machen. Nicht daß Christine deshalb mehr Neigung als früher gefühlt hätte, sich ihm zu verbinden, denn die Liebe des Weibes bleibt selbst solchen Motiven unzugänglich und entspringt fast nur aus unbekannten Ursachen. Allein Christine war gerührt und sah mit Erbarmen, daß Wanderfeld nach der Freude am Reichthum wieder in das Leid der Armuth zurücksinken sollte. Man hatte, um ver-

schiedene nothwendige Aufschlüsse zu erhalten, an Frondberg nach Wien geschrieben und wartete noch auf seine Antwort.

Dieser schwebende Zustand bestimmte auch Ringelkrons Verhalten. Es war ihm ganz unmöglich, an ein so ungeheures Opfer zu glauben, und er hoffte noch immer, Wanderfeld werde sich's überlegen und Christine den reichen Mann bekommen.

Inzwischen war der Tag gekommen, an welchem Frau von Torstenau in den verschwiegenen Busen Wanderfelds ihr Geständniß ablegen wollte.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Qual der Frau von Torstenau war eine Gedankensünde. Sie hatte ihren ersten Mann, den Polizeirath von Declan, auf Geheiß ihrer Eltern und mit tiefer Abneigung gegen ihn geheirathet. Was ihn beschäftigte und sein ganzes Lebensinteresse ausmachte, der Verkehr mit den Nachtseiten der Gesellschaft, übertrug er auch beständig auf seine Unterhaltung und verstieß dadurch gegen den Geschmack und alle Neigungen des jungen Mädchens, das er erkoren hatte. In der Ehe trat natürlich die Unliebenswürdigkeit seines Charakters noch schärfer hervor; die verbrecherischen Ereignisse in der großen Stadt waren sein ausschließlicher Gesprächsgegen-

stand. Die junge Frau wurde dadurch mit einem Grauen erfüllt, welches die eigenthümliche Wirkung hatte, daß sie ungeachtet ihres Abscheus vor so häßlichen Gegenständen ihre Gedanken nicht mehr davon abzuwenden vermochte.

Eine lange Krankheit des Polizeiraths verschlimmerte nur die äußere und innere Lage. Er mußte sich pensioniren lassen, und der Verdruß darüber versetzte ihn fortwährend in eine für Andere kaum erträgliche Stimmung. Sein Geist blieb in der gewohnten Richtung; er sprach nur von den Fällen, in denen er thätig gewesen war, und alle Pflege und Hilfeleistungen für den Kranken lohnte er nur mit den verdrießlichen Aeußerungen, sein Amt entbehren zu müssen.

So waren Jahre der Trübsal verstrichen, als Frau von Declan die Bekanntschaft des Hauptmanns von Torstenau machte. Er faßte eine leidenschaftliche Liebe zu der etwas älteren Frau, und sie mußte sich bald bekennen, daß er ihre erste Liebe war. Nichts stand der heiß ersehnten Verbindung entgegen als die

Existenz des verhaßten Gatten. Dieser hatte sich schon mehrmals in einer Krise befunden, die seinen Tod hatte erwarten lassen, war aber immer wieder zu Kräften gekommen und siechte weiter dahin. Die Aerzte erklärten, es wäre ebenso leicht möglich, daß ihn ein plötzlicher Tod dahinraffte, als daß er noch jahrelang auf dem Krankenlager bliebe. Er litt immer große Schmerzen und gebrauchte Morphium in vorgeschriebenen Quantitäten.

Eines Nachts, als die Gattin den Tag vorher besonders schwer zu leiden gehabt sowohl durch die Qualen, die ihr der Kranke angethan, als durch die verzweifelnden Klagen Torstenaus über die Hoffnungslosigkeit der Situation, fiel es dem unglücklichen schlaflosen Weib ein, daß der Arzt vor einem unvorsichtigen und zu starken Gebrauch des schmerzstillenden Mittels gewarnt hatte. Deshalb war sie es auch immer, welche dem Kranken die wohlbemessene Dosis reichte. Oft schellte er des Nachts, und sie eilte dann aus dem Nebenzimmer herbei, um ihm das Verlangte zu verabfolgen. In dieser Nacht ver-

gegenwärtigte sie sich wieder die grauenhaften Criminalfälle, von denen sie so oft hatte hören müssen, und sie schwur sich endlich in ihrer Noth und ihrem Gram, sobald der Kranke sie rufen sollte, durch die nöthige Quantität des Giftes seinen körperlichen und ihren moralischen Leiden ein Ende zu machen. Leicht war es, dem untersuchenden Arzte vorzuspiegeln, daß der Kranke sich selbst des Giftes in der nöthigen Menge bedient hätte, um seine Martern zu beenden.

Fest war ihr Entschluß, die That zu begehen, und er schwankte nicht, als jetzt wirklich die Glocke sie in das Nebenzimmer rief. Sie trat ein, und ohne einen Blick auf den Kranken zu werfen, ging sie an das Tischchen mit den Arzneien und mischte den tödlichen Trank. Ihre Hand zitterte nicht, als sie denselben zum Bett trug und ihn an die Lippen ihres Gatten setzte. Diese Lippen öffneten sich nicht mehr; er war unmittelbar, nachdem er die Glocke gezogen hatte, todt zurückgesunken.

Nach der Obduction wurde der natürliche Tod, wie es nicht anders zu erwarten gewesen war, von

den Aerzten constatirt. Während des Trauerjahres behielt die Liebe zu Torstenau im Herzen der Wittwe die Oberhand. Bald nach geschlossener zweiter Ehe jedoch stieg wie ein schreckliches Gespenst das Schuldbewußtsein einer Mörderin immer deutlicher in der Seele des Weibes auf. Dieses Schuldbewußtsein hörte sodann nicht mehr auf, sie zu quälen, ihr Gemüth unabläßig zu beschäftigen, ihr den Tod des zweiten Gatten als eine gerechte Strafe des Himmels fühlbar zu machen und ihre Lebensgeister gefangen zu nehmen bis zu diesem Augenblick, in welchem sie das unumwundene Bekenntniß dessen, was sie bisher niemals über ihre Lippen gebracht, vor Wanderfeld ablegte.

Er hatte sie mit Ruhe und einer unveränderlich ernsten Miene angehört, nichts gesprochen, wenn er nicht eine Frage nach diesem oder jenem Motiv dazwischen geworfen, und weder bei ihren strömenden Thränen noch bei dem Händeringen ihrer Verzweiflung sich zu einem Wort der Beschwichtigung herbeigelassen.

„Nur Sie, der edelste und tugendhafteste Mann," rief sie am Schluß ihrer Beichte, „haben mir entreißen können, was ich in's Grab mitzunehmen geglaubt. Ich mußte es Ihnen sagen, meine Verworfenheit hat sich nicht beherrschen können, gerade dem Engel zu bekennen, was ich gewöhnlichen Menschen verschweigen mußte."

Wäre Wanderfeld dieser Exaltation mit einer gleichgiltigen Miene oder oberflächlichen Redensarten entgegengekommen, was freilich bei dem Ernst, mit dem er von Anfang an das Seelenleiden der Frau von Torstenau behandelt hatte, nicht vorauszusetzen war, so würde er augenblicklich ihr Vertrauen verloren haben. Sie hätte nicht zu Ende gesprochen. Je strenger und unerbittlicher aber der Ausdruck seiner Züge blieb, um so tiefer erschöpfte die Unglückliche in der Darstellung den ganzen Umfang des Erlittenen. Ja, sie brachte dieser anscheinend so finsteren Auffassung gegenüber selbst Alles zu Tage, was sie einigermaßen zu entsühnen fähig gewesen wäre, wie die Betäubung, die sie während ihrer

zweiten Ehe im Luxus und in Vergnügungen der Gesellschaft gesucht hatte, sie nicht einen Augenblick ihrer Reue untreu gemacht; wie sie fast täglich das Grab des ungeliebten Mannes aufgesucht, um sich gleichsam vor dem Todten anzuklagen. Endlich war Alles gesagt, und als ob sie im Beichtstuhl kniete, beugte sie sich tief zum Boden und erwartete ihr Urtheil.

Wanderfeld hielt nicht damit zurück, das, was sie gethan, als eine schwere Sünde anzuerkennen. Allein er kam nach und nach auf die Betrachtung, daß fromme und heilige Menschen schon in den ersten Zeiten des Christenthums solche Fälle vorausgesehen und daran gedacht hätten, auf welche Weise die göttliche Vorsehung zu versöhnen wäre. Eine lange Auseinandersetzung hierüber schloß er endlich mit den Worten:

„Das Schweigen ist die Buße im Sinn der Strafe, ein martervolles Schweigen, denn es läßt den Gewissensqualen keinen Ausweg. Diese Strafe

der Gedanken züchtigt die Sünde der Gedanken. Glauben Sie mir, die That, die wirkliche That, wie nahe sie lag, wäre nicht geschehen. In der letzten Secunde hätte ein Aufblick des Kranken, wenn er noch gelebt hätte, Ihren bösen Willen gebrochen. Das Verbrechen des Thuns fehlt; für die Schuld in Ihrem Herzen aber haben Sie durch Ihr langes, martervolles Schweigen genug gebüßt, genug gelitten. Das Bekenntniß ist die Erlösung. Die Schuld ist von Ihnen genommen, weil Sie bekannt haben, was nur in Ihrem Innern vorgegangen. Ich spreche Sie frei von der Sünde im Namen des Allmächtigen."

Sie erhob sich, und der Thränenstrom, mit welchem sie ihm dankte, war die Alles ausgleichende Ablösung des Vergangenen. Er belehrte sie noch darüber, was in theologischen Büchern über die Sühnung von blos gedachten Verbrechen enthalten ist, und nahm ihr das feierliche Versprechen ab, ihre Gedanken von dem Geschehenen für ewig abzuwenden.

Sie blieb noch eine Weile in sich gekehrt, als er sich entfernt hatte; nicht aber, um ihrem Versprechen untreu zu werden und abermals in ihre düsteren Vorstellungen zurückzufallen. Eine solche Rückkehr war für immer ausgeschlossen. Es war vielmehr ein langsames Besinnen, wie das neue Leben, das nun vor ihr zu liegen schien, beschaffen sein sollte; es war eine Art Bewußtlosigkeit bei vollem Wachen der Sinne. Als aber jetzt Valentine schüchtern und zaghaft auf der Schwelle erschien, empfing ihre Mutter sie mit einem Freudenschrei, als ob sie ihre Tochter nach vielen Jahren der Trennung zum ersten Mal wiedersähe. Nichts von dem eben Vorgefallenen kam über die Lippen der Frau von Torstenau, sondern ihre erste Bemerkung, als sie der Sprache wieder mächtig war, war die Frage nach der Zeit, zu welcher Baron Kyras zurückkehren sollte. Mit einem Lachen, wie es Valentine seit ihrer Kindheit nicht mehr auf den Lippen ihrer Mutter gefunden hatte, sagte Felicia:

„Wie will ich den Baron necken, daß er an dem

Edelmuth Wanderfelds, an der bedingungslosen Herausgabe des Vermögens gezweifelt hat!"

„Ein Glück kommt doch niemals allein," konnte sich Valentine nicht enthalten auszurufen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch ihr innerstes Herz verrieth; „ein Glück und noch ein Glück! Der Baron wird heute Abend wieder bei uns sein!"

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Briefe, die man an Doctor Frondberg nach Wien gerichtet, hatten ihn dort nicht mehr angetroffen; sie wurden ihm, wie er es vor seiner Abreise angeordnet, nachgesendet und zwar nach Prag. Wien war ihm verleidet worden, und da Wien für ihn der Inbegriff der großen Welt war, in welcher er „das Leben zu leben" gedacht hatte, so schloß die Abreise, ohne daß er sich es noch selbst deutlich bekannt hätte, einen ewigen Abschied von jenem zu lebenden Leben in sich. Er hatte es schon so sicher festzuhalten geglaubt, daß er über den Verkauf seiner Kanzlei in der kleinen böhmischen Landstadt mit einem Advokaten in Prag brieflich Unterhandlungen ange-

knüpft hatte. Diese betrachtete er jetzt natürlich als abgebrochen, und die Rückgängigmachung seiner Entschlüsse wollte er in Prag persönlich vertreten. Sollte er aber dann in die kleine Stadt wie ein Geschlagener, ein Gedemüthigter zurückkehren, sollte er bekennen, er hätte sich über seine Fähigkeit, im Treiben einer großen Stadt aufrecht zu bleiben, jämmerlich getäuscht und verkrieche sich nun wieder zu den Füßen der kleinstädtischen Penaten? Um keinen Preis! Er wollte sich den Anschein geben, den Verkauf der Kanzlei an Ort und Stelle betreiben zu müssen und die Absicht zu haben, nach abgewickeltem Geschäft in Paris oder London seßhaft zu werden, weil Wien ihm eigentlich noch nicht Weltstadt genug wäre.

Die Briefe in der Angelegenheit Wanderfelds kamen ihm sehr gelegen; sie konnten noch einen Grund mehr dafür abgeben, daß er in die kleine Stadt zurückkehrte. Außerdem hatte ihm Baron Kyras einen Moment vor Frondbergs Abreise von Wien gesagt, die Anwesenheit des Doctors auf dem Schloß wäre höchst wünschenswerth, weil der Baron mit seinem

Leben so ziemlich abzuschließen gedächte und das Testament gern vom Rechtsanwalt seines Hauses abgefaßt wüßte.

Mit allen diesen Beweggründen fest umpanzert, traf Doctor Georg Frondberg wieder in seiner zweiten Heimat ein und begab sich noch an demselben Tage zu Ringelkron. Er wurde mit einem gewissen Staunen empfangen — die Gerüchte, die sich über seine bevorstehende Vermählung mit einem der glänzendsten Mädchen der Hauptstadt bis in den kleinen Ort verbreitet hatten, wurden ihm in einer Weise entgegengetragen, daß man nur seine Genehmigung erwartete, um die üblichen Glückwünsche daran zu knüpfen.

„Diese große Welt ist eine ganz kleine Klatschwelt," sagte der Doctor mit erhabener Gleichgiltigkeit; „man hat von dieser Partie gesprochen, ich weiß, aber das Mädchen hat keinen Sinn für Musik. Sie liebt nicht einmal das Violoncell. Was hätte ich mit ihr angefangen?"

Er sprach von anderen Dingen und ließ den

Panzer der Beweggründe schimmern, die ihn zurückgeführt hätten. Dabei betrachtete er aufmerksam Christine und bemerkte im Stillen, daß sie bleicher geworden war, als er sie jemals gesehen hatte. Man ging sodann zu den Geschäften über, was zur Folge hatte, daß die Frauen sich entfernten und Ringelkron allein dem Doctor über alles Vorgefallene Aufschluß gab.

Er war sehr betroffen, äußerte aber kein Wort, als der Wechsler die in Schwebe befindliche Verlobung seiner Tochter mit Wanderfeld mittheilte, auch nicht verschwieg, seine Bewilligung nur in dem Fall geben zu wollen, wenn Wanderfeld von dem wahnsinnigen Gedanken zurückzubringen wäre, auf seine Vermögensrechte zu verzichten.

„Warum sollte er denn nicht edel sein können, so viel als ihm beliebt?" fragte Frondberg verdrießlich, brach aber von dem Gegenstand sogleich ab, als er im Gesicht Ringelkrons die hartgesottene Habsucht gleichsam versteinert sah. Mathilde Boganoff kannte der Doctor aus ihrer Mädchenzeit sehr wohl und

wußte, daß sie nach einigem Sträuben das Opfer annehmen würde. Wanderfeld aber kannte er nicht, und es schien ihm ganz unmöglich, daß ein Mensch in heutiger Zeit einer solchen Uneigennützigkeit fähig wäre.

„Er thut's nicht," dachte der Doctor; „er stellt sich nur großartig und am Ende kriegt er doch das Mädchen." Das waren die Gedanken, die Frondberg veranlaßten, vorläufig die geschäftliche Unterredung abzubrechen und nach der Anwesenheit Christinens zu verlangen.

Sie erschien in Begleitung Wanderfelds, welcher sich sehr zurückhaltend benahm. Er war in den letzten Wochen mit halb spöttischen Bemerkungen, welche Bewunderung heuchelten, so sehr gequält worden, daß er sich vorgesetzt hatte, keinem Menschen mehr über seine Handlungsweise im Voraus Aufschluß zu geben. Absichtlich hob er deshalb dem Doctor gegenüber hervor, daß es sich jetzt ausschließlich darum handelte, Aufschlüsse über die Modalitäten zu erhalten, unter welchen der Vater Mathildens die beiden einander

widersprechenden Testamente errichtet hatte. Darüber jedoch wäre es besser, sich in der Kanzlei des Doctors zu verständigen.

Schon daß Christine sich von Wanderfeld begleiten ließ, als der Doctor nach ihr verlangt hatte, machte auf diesen einen unangenehmen Eindruck. In anderer Art mißfiel ihm der schroffe Ton des Fremdlings, verbunden mit den salbungsvollen Manieren, die Jeden, der mitten in der Welt lebte, abstoßen mußten. Dieses Monstrum, sagte sich Frondberg, sollte ein Recht haben auf das herrliche Mädchen und zwar gerade dann, wenn der geplante Edelmuth nichts als Wind ist! Liebt sie ihn denn wirklich?

Der nächste Tag war ein Sonntag und Frondberg kündigte an, daß er wie in alter Zeit zum Mittag erscheinen und den Tag in der Familie verbringen werde. Sein stilles Hoffen richtete sich auf die Stunde des Violoncellspiels, auf das Alleinbleiben mit Christine. In der That, sie trug Sorge dafür, daß Alles in gewohnter Weise seinen Lauf

nahm, was sich um so leichter bewerkstelligen ließ, als die Tischgesellschaft selbst darauf bedacht war, an dem Concert nicht theilzunehmen. Der unerfahrene Wanderfeld bezeigte zwar Lust, eine musikalische Production mit anzuhören, wurde aber von einem heitern Verwandten des Hauses eindringlich davor gewarnt.

Mit gewohntem Eifer nahm der Doctor sein altes Instrument zwischen die Kniee, und ebenso nahm Christine, um der Gewohnheit treu zu bleiben, ihren Strickstrumpf zur Hand. Der Doctor aber vergaß ganz und gar, den Bogen anzusetzen, und Christine war so wunderbar vertieft in den Strumpf, daß sie das lange Ausbleiben des ersten Tones nicht befremdete. Jetzt ließ der Doctor den Bogen ganz fallen und sagte mit leiser, vertrauenerweckender Stimme:

„Wir sind ja alte Freunde, Christine, nicht wahr? Sie haben etwas auf dem Herzen, Sie sind traurig. Haben Sie mich so ganz aus Ihren Gedanken ver=

wiesen, daß Sie mir nicht mehr wie früher immer Ihre kleinen Schmerzen anvertrauen?"

Christine sah zu ihm auf, als wolle sie sich überzeugen, ob er wirklich noch derselbe sei wie vor seiner Reise nach Wien.

„Kleine Schmerzen, sagen Sie," erwiderte sie endlich. „Es ist aber ein großes, ein nie erlebtes Leid. Besser ist es, ich rede nichts und lasse den Dingen ihren Lauf."

Er fuhr ungeduldig mit dem Finger quer über die Saiten und brummte, weshalb dies besser wäre.

„Sie sind ein so großer Herr geworden," fuhr sie fort, „ein Mensch aus der großen Welt; Sie haben mich früher schon wie eine Kleinstädterin, wie eine Landpomeranze angesehen; was wäre ich erst jetzt mit meinen Sorgen, die Ihnen vielleicht lächerlich vorkämen!"

Der Doctor war von diesen Worten seltsam bewegt, denn in ihm herrschte seit dem unglücklichen Abenteuer mit Fräulein von Wörther nichts mächtiger als die Liebe zum stillen Städtchen, zu den

ruhigen Verhältnissen, zwar klein, aber auch rein, die er so leichtsinnig hatte aufgeben wollen. Scheltend wies er Christine zurecht, warf ihr vor, daß sie ihn ganz und gar verkenne, und entlockte ihr bald das Geständniß ihres Gemüthszustandes.

Sie hatte sich mit völliger Resignation dem Wunsche der Eltern gefügt, als Wanderfeld um sie geworben. Nun hatte sie freilich ihre Einwilligung von der Beistimmung ihres Vaters abhängig gemacht, der ganz ohne Zweifel sein Wort zurückziehen würde, wenn Wanderfeld sein Vermögen aufgäbe. Christine aber erklärte, sie müßte vor Scham vergehen, wenn sie in diesem Fall ihr Jawort ebenfalls zurückzöge, weil man ja dann überall sagen würde, sie unterwerfe sich nicht dem Vater, sondern der gemeinen Rücksicht, daß der Freier ein armer Mann geworden.

„Ja," entgegnete der Doctor, „der Casus ist schwierig, schon weil man im Voraus nicht sicher weiß, ob dieser fromme Mann, wenn's zum Klappen käme, auch wirklich thäte, was er glauben machen

will. Was sagen Sie aber dazu, theures Christinchen, daß wir's gar nicht auf die Probe brauchten ankommen zu lassen?"

Christine sah ihn erstaunt an, und er setzte ihr ruhig auseinander, daß wenn Wanderfeld Mathilde Boganoff heirathete, alle Schwierigkeiten gelöst wären.

„Ich kenne diese Mathilde," sprach er jetzt lebhaften Tones, „und nehme es auf mich, sie für den Plan zu stimmen. Was könnte sie auch Besseres thun? Anständigerweise dürfte sie ja nicht ohne Weiteres ein Vermögen annehmen, das ihr rechtlich nicht gebührt. Sie aber, Christine, können es leicht unternehmen, den frommen Bekehrer zu bekehren. Sie sagen ja selbst, daß er keine Leidenschaft hat und keine begehrt. Er wird scheinbar ein saures Gesicht machen, inwendig aber wird es ihm sehr süß schmecken, sein Geld in allen Ehren behalten zu können."

In den Augen Christinens glänzte ein Freudenstrahl.

„Ich glaube, Sie haben das Richtige getroffen,“ sagte sie und griff wieder zu ihrem Strickstrumpf.

Gleichzeitig griff der Doctor wieder nach seinem Bogen und strich mit so gewaltiger Freude über die Saiten, daß man es bis in den Saal hinüber hörte und eine offen gebliebene Thür sorgfältig zumachte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

In jener Nacht, als Baron Walter von Kyras aus den Händen Valentinens die Aufzeichnungen einer alten Geliebten empfangen und die Papiere in sein Kaminfeuer geworfen hatte, war er sich bereits klar darüber geworden, daß diese leise angedeutete Offenbarung, welche die Sängerin verhindern sollte, die Hand des Prinzen anzunehmen, keinen Glauben verdiente. Sie hatte ja die Geständnisse zu dem Zweck niedergeschrieben, damit Walter von Kyras sie einst zu lesen bekomme, und schon wegen dieser Absicht begegnete die Andeutung seinem völligen Unglauben.

Wenn wir den Verrath erleben müssen, den eine heiß geliebte Person an uns übt, die wir einer solchen Schändlichkeit niemals für fähig gehalten hätten, dann wirkt dieser Verrath noch weit in die Vergangenheit derselben Person zurück, wenn sie uns auch in diesen ihren früheren Tagen völlig unbekannt war. Baron Kyras setzte sich das Vorleben der Sängerin aus lauter Lügen zusammen und hatte seinen verachtungsvollen Unglauben schon damals, vor fünfundzwanzig Jahren, an den Tag gelegt, als ihm die Kunde übermittelt worden war, er sei Vater geworden. Die ihm jetzt durch die Papiere der Sängerin bekannt gewordenen Umstände änderten nicht das Geringste an seinem stoischen Unglauben. Nur um Valentine möglicherweise zu beglücken, wollte er der Herkunft des jungen Mannes, den sie zu lieben schien, auf die Spur kommen und hatte deshalb die Reise nach Wien unternommen.

Bald nach seiner Ankunft verfügte er sich zum Hofrath Angel, welcher den Baron mit Zeichen der größten Ehrerbietung empfing, ihm aber aufrichtig

und glaubwürdig gestand, von der Angelegenheit nicht mehr zu wissen, als Adalbert Norman selbst wußte, weil es ihm oft von Angel gesagt worden war. Ein verstorbener Fürst Rautendorff hatte den Knaben als den verwaisten Sohn eines Portiers in das kaiserliche Institut gebracht und ihm ein kleines Vermögen ausgesetzt, welches der Hofrath als Vormund zu verwalten gehabt hatte.

Baron Kyras war nicht überrascht, an dieser Stelle nur so geringen Aufschluß zu bekommen; im Grund war seine Anfrage nur erfolgt, damit er sich überzeugen könne, daß von der Sache im Lauf der Jahre nichts weiter bekannt geworden war. Der Baron wußte sehr gut, aus welcher Quelle er zu schöpfen hätte, um Wahrheit zu erlangen. „Seltsam," sagte er sich, „niemals in meinem Leben hätte ich mich um einen Menschen Namens Adalbert Norman gekümmert, selbst nicht, wenn ich ihn jemals gesehen hätte und die Aehnlichkeit mit seiner Mutter mir aufgefallen wäre. Und jetzt bestimmt mich diese kleine Zauberin Valentine, ohne daß ich selbst ein

Glück davon zu erwarten hätte, die alten Gräber zu öffnen, vergessene Geschichten herauszuholen."

Er begab sich eines Tages nach einem Palais, welches von der Hofburg ziemlich entfernt lag und dennoch in fortwährender Verbindung mit ihr war, da es von einem kaiserlichen Prinzen bewohnt wurde. Dieser war der jüngere Bruder des verstorbenen Prinzen, welchem das Verhältniß mit der Sängerin zugeschrieben worden war. Der Baron wurde ohne Schwierigkeit empfangen und erfuhr in geheimer Audienz, was ihm noch zu wissen nöthig war.

Der verstorbene Prinz hatte allerdings die Absicht gehabt, sich die Sängerin an die linke Hand antrauen zu lassen. Als es jedoch dazu kommen sollte, gestand die schöne Künstlerin, daß die Folgen ihrer Verbindung mit dem Baron Walter von Kyras erst abzuwarten seien. Darüber konnte der liebende Prinz nicht hinaus. Als die Sängerin die Geburt eines Sohnes mit dem Leben gebüßt hatte, wandte man sich wegen der Vaterschaft an den Baron, der aber schon damals völligen Unglauben ent-

gegensetzte und nichts von der Sache wissen wollte. Der Generaladjutant des Prinzen, ein ebenfalls längst verstorbener Fürst Rautendorff, übernahm das Weitere. Das Kind erhielt den Vornamen Adalbert, weil man seine Mutter Adalgisa genannt hatte, und da man den Knaben nicht „Norma" benennen konnte, so erhielt er den Zunamen Norman. Er wurde in der That bei einem Portier des Fürsten in Pflege gegeben und später in das Waisenhaus gebracht. Ueberaus leicht hatten sich natürlich alle Formalitäten vollzogen, die zur Aufnahme nöthig waren, da man nur nach Befehlen handelte, die von so hoher Stelle gekommen waren.

Der Baron ließ sich vom Hofrath die Wohnung Normans bezeichnen, sobald die Audienz zu Ende war. Auf dem Weg dahin zog der Baron im Wagen das Bild der Prinzessin Adalgisa hervor und betrachtete es ohne Gemüthsbewegung, blos zu dem Zweck, die Züge beim Anblick des jungen Mannes gegenwärtig zu haben. Die Unterredung war kurz. Mit dürren Worten eröffnete Kyras dem jungen

Mann, daß derselbe über die wahren Umstande seiner Abkunft und Geburt niemals das Geringste in Erfahrung bringen werde.

„Ich bin auf dieser Welt der Einzige, der darum weiß," sagte er im Lauf seiner Eröffnung, „und ich habe weder die Neigung noch irgend einen Grund, Ihnen oder überhaupt einem Sterblichen darüber eine Mittheilung zu machen. Es genüge Ihnen, daß ich Ihr Wohl und Wehe im Auge behalten will, daß Sie an mir einen Schutz, eine Stütze haben. Schlagen Sie sich also jedes weitere Forschen gänzlich aus dem Sinn, um ohne Grübeln und Träumereien Ihrem Beruf zu leben."

Unter so imponirenden Umständen war niemals zu dem jungen Mann gesprochen worden, und er war sehr bleich geworden, als ihm zugemuthet wurde, all sein chimärisches Hoffen plötzlich in den Wind zu schlagen; aber gleichzeitig hatte sich ihm überwältigend die Wahrheit aufgedrängt, daß er in dieser Beziehung von der Zukunft nichts mehr zu erwarten hatte.

Während dies im Innern Normans vorging, betrachtete ihn der Baron aufmerksam, wenn auch mit jener scheinbar nachlässigen Gleichgiltigkeit, die nichts für wichtig halten will. In zutraulichem Ton sagte der Baron:

„Ich weiß vom Hofrath, daß Sie nervös sind und durch Ihre Bemühungen, den Stein der Weisen zu finden, Ihre Abkunft zu entdecken, Ihr Leiden noch vergrößern. Lassen Sie das fortan sein. Ich werde für alle Ihre Bedürfnisse sorgen, sobald ich Sie irgend einer Thätigkeit ehrlich hingegeben weiß."

Norman erhob sich und stand dem Baron hoch aufgerichtet gegenüber, langsam die Worte sprechend:

„Mit welchem Recht kann man mir sagen, daß ich dort zu empfangen hätte, wo ich niemals verlangt habe?"

Der Baron betrachtete den Jüngling aufmerksam und die edle Haltung desselben gefiel dem älteren Manne. Zugleich trat gerade in dem Ausdruck, den die Züge Normans in diesem Augenblick angenommen hatten, die Aehnlichkeit mit der Sängerin frappirend

hervor. Dem Baron wurde fast weich um's Herz, und in mildem Ton und mit einem wohlwollenden Lächeln erwiderte er:

„Sie haben eine Freundin, die viel für Sie gethan hat. Fräulein Valentine von Declan wird Sie, wenn es nöthig ist, mit Leichtigkeit überzeugen, daß ich ein Recht habe, Ihr Beschützer zu sein, oder sie wird Sie wenigstens dazu bestimmen, meinen Schutz anzunehmen."

Beim Klang des Namens der fernen Geliebten war eine Veränderung über die Züge Normans gegangen. Der vornehm ablehnende Ausdruck schmolz, ein sehnsüchtiger Blick verklärte die schönen Augen des Jünglings. Es war zu erkennen, daß er mit dem Wunsch rang, Fragen über Valentine an den ihm eigentlich so fremden Mann richten zu können. Der Baron jedoch faßte diese Veränderung der Züge nicht so wohlgefällig auf wie die frühere Haltung Normans. Er nahm mit kurzen Worten Abschied, und als er wieder im Wagen saß, wiederholte er sich mit bitterem Schmerz, was er sich schon so oft

gesagt, daß es unmöglich sei, mit den jugendlichsten Wünschen auch in die Jugend zurückzukehren, wenn sie dahin ist. Er hatte sich aber auch geschworen, so viel Glück, als in seiner Macht lag, auf Valentine zu häufen.

„Für mich selbst," dachte er, „öffnen die Zeitverhältnisse einen andern Weg. Ich höre die Schwerter rasseln, und ich glaube mein eigenes in seiner Ecke zu sehen, wie es den Rost abschütteln will. Der Krieg mit Preußen ist unvermeidlich."

Neunundzwanzigstes Capitel.

Dieser Gedanke, entsprungen aus den politischen Gesprächen, die er in den letzten Tagen mit seinem Freund, dem französischen Botschafter, geführt, beherrschte den Baron in dem Moment, als Frondberg unmittelbar vor seiner Abreise von Wien im französischen Botschaftshotel erschienen war.

„Ich bin sehr erfreut, von Ihnen zu hören," hatte der Baron gesagt, „daß Sie in kurzer Zeit wieder zu Hause und in meiner Nähe sein werden. Ich bin außer Dienst, aber wie sich die Dinge gestalten, ist es natürlich, daß sich das Soldatenblut in meinen Adern wieder regen muß. Giebt es Krieg, — und ich glaube fest daran — so trete ich wieder

in die Armee; das habe ich mir immer vorbehalten. Was machen Sie für ein erschrecktes Gesicht, Doctor?"

Frondberg, leicht dazu angeregt, das, was er sagen wollte, humoristisch einzukleiden, bemerkte, daß tödtliche Kugeln, wenn man in den Krieg gehe, ein sehr natürliches Ereigniß seien, worüber Niemand erschrecken dürfe; sein Schrecken betreffe blos einen unschuldigen kleinen Menschen, der, bevor er noch auf die Welt gekommen, schon vater- und mutterlos werden sollte — den Erben und Stammhalter des Hauses Kyras.

Der Baron lachte, blickte plötzlich zum Fenster hinaus, als hätte er in weiter Ferne etwas zu suchen, und sagte dann:

„Ja, dem armen Teufel, der noch nicht geboren ist, kann ich nicht helfen. Warum hat er sich so sehr verspätet? Jetzt bringt ihn nichts mehr auf diese Welt. Ich bin der Letzte meines Geschlechts, und darum müssen wir uns zusammensetzen, Doctor, sobald Sie wieder auf's Schloß kommen, und aus-

klügeln, wie mein letzter Wille abzufassen ist. In früheren Kriegen hab' ich mich darum nicht gekümmert und vor jeder Schlacht nur lachend daran gedacht, wie lange der Fiscus brauchen wird, um sich in den Verhältnissen auszukennen. Wenn man keinen Menschen in der Welt hat, an dem das Herz hängt, dann kann man lustig sein bei dem Gedanken, wie große Verwirrung man zurückläßt. Man stellt sich vor, wie die Erben, deren Namen man kaum weiß, sich um den Nachlaß balgen und jeder einen Fetzen mehr herauszureißen sucht. Ich versichere Ihnen, Doctor, der Junggesellenstand hat seine Freuden."

„Ja, ja," erwiderte Frondberg mit ausgesprochener Wehmuth, „wenn ich das noch vor acht Tagen bedacht hätte . . ."

Er blieb den Nachsatz schuldig und konnte dies um so leichter, als der Baron plötzlich an etwas ganz Anderes zu denken schien. Seine Miene war sehr ernst geworden und mit Schroffheit und Trockenheit sagte er:

„Ich weiß, daß ich aus diesem Krieg nicht

wiederkehre, will aber eine gewisse Ordnung zurücklassen. Kann ich also darauf rechnen, Doctor, daß Sie nach Schloß Kyras kommen, sobald ich nach Ihnen schicke?“

Frondberg bejahte und bezeichnete nur die Zeit, die er vorher noch in Prag verbringen wollte. Auch der Baron kehrte nicht unmittelbar nach Hause zurück; die politischen Vorgänge, die er hier an der Quelle erfahren konnte, fesselten ihn noch einige Tage.

Gerade an dem Abend des Tages, an welchem mit Frau von Torstenau eine so glückliche Wandlung vorgegangen war, kam der Baron wieder nach seinem einsamen Schloß. Er hatte sich telegraphisch den Wagen an den Bahnhof bestellt, wodurch Valentine seine Ankunft voraus erfahren hatte.

Der Abend war bei seiner Ankunft noch nicht weit vorgerückt, was der Baron sorgfältig in Erwägung zog. Er wollte weder der Schicklichkeit noch seinem Herzen Gewalt anthun. Ungeachtet seiner Entsagung, seiner Hoffnungslosigkeit verzehrte ihn eine brennende Sehnsucht, Valentine wiederzusehen.

Nachdem er die Reisekleider abgeworfen und sich zum Besuch fertig gemacht hatte, zog er noch einmal die Uhr zu Rath und ließ sodann bei den Frauen anfragen, ob sie noch empfangen wollten. Zu seinem Erstaunen wurde ihm die Gegenfrage zurückgebracht, ob er gestatten wollte, daß Valentine bei ihm erscheine. Er erklärte sich bereit, sie jeden Augenblick zu empfangen.

„Sie werden mich für sehr aufdringlich und für sehr unschicklich halten, Herr Baron," sagte sie bei ihrem Eintritt, „aber es gilt, eine Gefahr zu vermeiden. Wenn Sie nicht noch heute hätten vorsprechen wollen, so würde ich meine Eröffnung auf morgen verschoben haben."

Sie nahm den Platz ein, den sie immer bei den Wohlthätigkeits-Conferenzen inne gehabt, und erzählte nun so ausführlich, als sie nur selbst von dem Vorgang unterrichtet war, was sich zwischen ihrer Mutter und Wanderfeld zugetragen hatte, und wie dieser ihr zum Erlöser von einem so schweren, jahrelangen Gemüthsleiden geworden war.

„Man sieht es Mama auch auf den ersten Blick an, daß sie sich gänzlich verändert hat," sprach das Mädchen lebhaft weiter, „und das ist es gerade, was mich zu Ihnen geführt hat, Herr Baron. Sie würden eine Aeußerung darüber, einen freudigen Antheil nicht haben zurückhalten können. Es kommt aber darauf an, Mama gewähren zu lassen, als ob sie niemals anders gewesen wäre. Die leiseste Mahnung an die Vergangenheit könnte auch den vergangenen Zustand wieder in ihr heraufbeschwören. Dies mußte ich Ihnen sagen, bevor Sie Mama wiedersehen."

Bei den letzten Worten erhob sich Valentine wieder, und der Baron, indem er seine freudigsten Glückwünsche aussprach, bemerkte doch mit einer Wendung, die wie ein zarter Vorwurf klang, daß er von ihr auf einigen Antheil an den Ergebnissen seiner Reise gehofft hätte.

„Sie müssen mich für sehr undankbar halten, Herr Baron," erwiderte sie, „denn ohne Zweifel setzen Sie voraus, wie es auch wirklich der Fall ist,

daß mich Adalbert Norman von Ihrem Besuch und seinen Wirkungen in Briefen unterrichtet hat. Ich wollte mir dies Alles zu berichten und dafür zu danken auf ein Wiedersehen in Gegenwart Mamas aufsparen."

Sie erzählte rasch, daß eine ähnliche Wandlung wie bei ihrer Mutter, nur in anderer Art und mit anderen Mitteln auch bei Norman stattgefunden, daß er ebenfalls von einer Idee, die ihn bisher ausschließlich beherrscht hatte, völlig abgekommen war. Er wolle nicht mehr über seine Abkunft grübeln, aber er schiebe dafür ein anderes leidenschaftliches Verlangen in den Vordergrund.

Die letzte Bemerkung hatte Valentine unwillkürlich geäußert und eine leise Röthe stieg ihr deshalb in die Wangen. Der Baron, der sich mit ihr zugleich erhoben hatte, bat sie, im Interesse ihres Freundes ihren Platz wieder einzunehmen.

„Ich hätte Sie in dieser Angelegenheit um jeden Preis allein sprechen müssen, und der Zufall ist mir

so bequem entgegengekommen, daß es Sünde wäre, wenn ich ihn nicht benützte.“

Beide nahmen ihre Plätze wieder ein und der Baron fuhr fort:

„Die Herkunft Normans ist ein ganz gleichgiltiges Geheimniß, das ewig ein solches bleiben wird, aber Niemand kann den Wunsch hegen, sich weiter darum zu kümmern. Er führt nun den bürgerlichen Namen, ist mit den nöthigen Documenten ausgerüstet, um ihn zu behaupten, und kann wie jeder andere Mensch ungestört irgend einem bürgerlichen Beruf nachkommen. Das hat die Festigkeit meiner Rede bei ihm bewirkt, daß er das Grübeln über seine Abkunft als völlig aussichtslos erkennt; die Wahrheit hat einen gewaltig überzeugenden Ton. Was ist aber weiter mit dem jungen Menschen anzufangen? Er ist nicht gerade ein Verschwender, aber er hat, wie ich durch Angel weiß, vornehme, durchaus ästhetische Neigungen und verzehrt sein Vermögen. Ich bin fest entschlossen, ihn nicht sinken zu lassen; die Art jedoch, ihn in eine gesicherte

Stellung zu bringen, hängt von Ihnen ab, mein Fräulein."

Valentine sah ihn fragend an und wartete gespannt auf die Erklärung dieser Worte. Er bedachte sich einen Augenblick und sagte dann leise und zögernd:

„Sie lieben ihn, Valentine, Sie lieben ihn, das macht ihn für mich zum Gebieter über Alles, was ich bin und habe. Ich will Sie glücklich sehen, und wenn Sie erklären, daß Sie es nur an seiner Hand sein können, so verlasse ich dieses Schloß. In Kürze wird der Krieg ausgebrochen sein, und er wird dafür sorgen, daß ich nicht mehr zurückkehre. Vorher aber werde ich Adalbert Norman als Sohn adoptiren und als meinen Erben einsetzen, wenn Sie erklären, Valentine, daß Sie nur an seiner Hand glücklich werden können."

„Niemals!" rief Valentine aufspringend. Sie wandte sich zum Scheiden. Der Baron beschwor sie, ihm das Wort zu erklären.

Schon an der Thüre des Saales wandte sie sich um und wiederholte:

„Niemals! Ich liebe Adalbert Norman, obgleich er älter ist als ich, wie man ein Kind, einen jüngeren Bruder liebt; aber grauenvolles Entsetzen erfüllt mich bei Ihrem Vorschlag. Ich bin unglücklich; häufen Sie nicht Spott und Hohn auf das Unglück, das mich getroffen hat.“

Sie enteilte.

Dreißigstes Capitel.

Herr Lukas Wanderfeld war ein edler Mann und wäre im letzten Augenblick bereit gewesen, seines Oheims erstes Testament, worin ihm nur ein kleines Legat zugedacht war, als das allein rechtskräftige gelten zu lassen. Frondberg zögerte noch immer, dieses Schriftstück herauszugeben, und indessen gewann Christine Zeit, den zwischen ihr und dem Doctor combinirten Plan auszuführen. In demselben Sinne wie Christine bei Wanderfeld operirte Frondberg bei Frau Boganoff. Diese weigerte sich nicht lange, und die Sache lag zu vortheilhaft und klar vor Aller Augen, als daß sich nicht auch Wanderfeld,

der ohne Leidenschaft war, zuletzt mit den Freundschaftsversicherungen begnügt hätte.

Wieder war der Wechsler Ringelkron in schweren Sorgen. Die Verlobung zwischen Mathilde Boganoff und Lukas Wanderfeld war so gut wie geschlossen, und Christine unter die Haube zu bringen war abermals zu einer schweren Lebensaufgabe geworden. Gerade an einem Sonntagmorgen war ihm die Kunde des neuen Bündnisses gebracht worden, und als nach dem Mittagessen Doctor Frondberg wie gewohnt in das Musikzimmer sich verfügen wollte, bat ihn Ringelkron, sich zu ihm in sein eigenes Privatcabinet zu begeben.

„Herr Doctor," begann der unglückliche Vater, „mit dem Wanderfeld ist es also nichts, und so möchte ich Sie fragen, ob es nicht gut wäre, wieder an den Gemüse- und Fruchthändler Dombitzer zu denken. Sie haben mir von Wien aus geschrieben und mündlich habe ich darüber noch nicht mit Ihnen gesprochen. Ich muß Ihnen aber sagen, Herr Doctor,

ich habe Ihren Brief nicht recht verstanden. Was haben Sie eigentlich an dem Manne auszusetzen?"

Der Doctor hatte sich eine Cigarre anzünden wollen, aber bei dem Namen Dombitzer das Hölzchen fallen lassen, bevor es noch in Brand gerathen war.

„Der Dombitzer," sagte er, „ist ein leichtsinniger Schuldenmacher."

Erstaunt sah ihn Ringelkron an und erwiderte:

„Das ist nicht glaublich. Ich habe die vollständigsten Beweise, daß er im Besitz eines bedeutenden Vermögens ist.

„Ich habe mich nur schlecht ausgedrückt," corrigirte sich der Doctor, „er ist leichtsinnig beim Schuldenmachen anderer Leute. Einem jungen Menschen hat er sein Geld völlig aufgedrängt."

„Leiht er auf Pfänder? Nimmt er unerlaubt hohe Zinsen?"

Der Ton, in welchem der Wechsler fragte, wollte Entrüstung ausdrücken, was aber nicht recht gelang.

„Unerlaubt hohe Zinsen!" rief der Doctor; „ich

will Ihnen etwas sagen, mein lieber Freund, Sie wissen, daß die Geldleiher den Teufel nicht fürchten, aber was Dombitzer gethan hat, so etwas werden Sie noch nicht gehört haben."

Ringelkron nahm sich vor, in Wuth zu gerathen über die Schlechtigkeit, unerhörte Zinsen zu nehmen; seine Miene drückte jedoch nur Befriedigung und Spannung aus.

„Dombitzer leiht fast ohne Zinsen," fuhr der Doctor gelassen fort; ich habe mit eigenen Augen die Wechsel gesehen, die er acceptirt hat; ich versichere Ihnen, er bekommt für seine Valuta kaum dritthalb Procent."

Jetzt drückte die Miene Ringelkrons all die Entrüstung aus, die bisher nicht darin hatte aufkommen können. Mit Wohlbehagen bemerkte dies Frondberg und suchte nach Kräften den sittlichen Zorn Ringelkrons über so leichtsinnige Handlungsweise eines Geschäftsmannes zu schüren. Dennoch dauerte es nicht lange, und der unglückliche Vater erklärte sich bereit, das unkaufmännische Verfahren unter Umständen zu

verzeihen, wenn nur sonst die Verhältnisse und die Persönlichkeit des Productenhändlers annehmbar wären. Darüber hielt er eine lange Auseinandersetzung.

„Sie haben ganz recht," unterbrach ihn endlich Frondberg, der von der langen Rede kein Wort verstanden hatte, weil seine Gedanken eine andere Richtung genommen; „Sie haben ganz recht, und ich will selbst mit Christine darüber sprechen. Viel Zeit bleibt mir nicht, ich muß noch im Laufe des Nachmittags zu Kyras auf das Schloß; der Wagen wird mich abholen. Aber ich traue mir zu, Christine auch mit wenigen Worten Ihrem Wunsch gefügig zu machen."

Er ging in das Musikzimmer, und Ringelkron unterrichtete seine Frau, daß jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen sei, indem der Doctor sich anheischig gemacht habe, Christine zu Gunsten der Werbung des wackeren Productenhändlers Dombitzer zu stimmen.

Frau Ringelkron weinte sehr; sie legte sich gleich-

sam schon einen Vorrath von freudigen Rührungs-thränen an. Aus dem Musikzimmer drang kein Ton herüber, und das war ein gutes Zeichen, wie der Wechsler sagte; es bedeutete, daß Frondberg mit seinem Zureden Ernst machte.

Eine Stunde verging, und Christine erschien auf der Schwelle des elterlichen Wohnzimmers. Der Doctor hatte sich bereits entfernt, um nach dem Wagen zu gehen, der auf ihn wartete. Das Mädchen hatte offenbar eine tiefe Bewegung durchgemacht, denn es schimmerte noch feucht in den Augen des lieben Geschöpfes. Die Wangen aber waren geröthet wie von einem inneren Freudenstrahl, und lautlos sank Christine in die Arme des Vaters.

„So hast Du Dich endlich besonnen, mein böses, gutes Kind?" sagte Ringelkron und überlieferte die Tochter den Armen der Mutter. „Ich will nun sogleich schreiben, nein — besser, telegraphiren, obgleich ich nur die Adresse der Firma kenne."

„Nur nicht zu herablassend," warnte die Mutter, „er muß erst förmlich angehalten haben."

Christine, welche die Reden der Eltern vor innerer Bewegung blos halb verstanden, faßte nur die letzten Worte auf:

„Er wird morgen kommen, er wird um mich anhalten; wir sind ja einig."

„Ist Dombitzer hier?" schrie Ringelkron mehr als er sprach.

„Wer ist das?" fragte Christine.

„Dein Bräutigam," sagte die Mutter und hielt das Tuch vor die Augen.

„Mein Bräutigam," sagte Christine mit erhobener Stimme, „ist Doctor Georg Frondberg."

Um dieselbe Zeit hatten sich Frau von Torstenau und ihre Tochter wieder zur gewohnten Berichterstattung über die Wohlthätigkeits-Angelegenheiten im Saale eingefunden. Dieselben hatten sich während der Abwesenheit des Schloßherrn sehr gehäuft und einige waren dringlich geworden, sonst würde es Valentine nicht über sich gebracht haben, nach dem Auftritt des vorhergegangenen Tages schon vor dem Schloßherrn zu erscheinen. Strenges Pflichtgefühl

allein und die Rücksicht auf Unglückliche, welche eine Entscheidung mit Angst erwarteten, hatte sie dazu vermocht. Am Vormittag war der Baron zu einer kurzen Begrüßung bei Frau von Torstenau erschienen, hatte aber Valentine nicht zu Gesichte bekommen. Er war jetzt fest entschlossen, auch in Gegenwart der Mutter zu einem klaren Einblick in die Lage zu kommen.

Die Worte der Aufregung, mit denen Valentine enteilt war, hatten nicht einen Augenblick aufgehört, in seinem Gemüthe nachzuklingen. Als das Mädchen geschäftsmäßig eine Vorlesung von Briefen beginnen wollte, unterbrach er schon den Anfang.

„Sie haben sich unglücklich erklärt, mein Fräulein, und Sie werden begreifen, daß mich Ihr eigenes Unglück näher angeht als das der fremden Leute, von dem Sie mir jetzt berichten wollen.“

Valentine erröthete, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und stammelte:

„Nichts davon, Her Baron! Schonen Sie mich.“

„Ich muß schonungslos sein," erwiderte der Baron, „weil die Ordnung meiner letzten Angelegenheiten keinen Aufschub verträgt. Ich habe meinen Advocaten, den vertrauten Kenner meiner materiellen Verhältnisse, Doctor Georg Frondberg, zu mir bestellt und muß wissen, was ich ihm zu sagen habe. Jeden Tag kann die Aufforderung an mich gelangen, activen Dienst zu nehmen; wir stehen am Vorabend eines Kriegs. Das Jahr 1866 wird über die Geschicke dieses großen Reichs entscheiden, und mein kleines Schicksal — jedem ist doch das seine das größte — wird darin inbegriffen sein."

Ein Schweigen folgte, das endlich von der Mutter unterbrochen wurde.

„Muß ich von einem Unglück erfahren, das Dich betroffen hat, ohne es von Dir selbst zu hören? Ich bin so frohen Herzens, warum betrübst Du mich zum ersten Male?"

„Ich will es Dir sagen, Mutter, wenn wir allein sind," entgegnete verlegen und stotternd Valentine.

Der Baron zog die Augenbrauen finster zusammen und machte eine ungeduldige Bewegung. Beide Frauen sahen auf ihn, und Valentine kam sich in diesem Augenblicke feig und kleinlich vor, daß sie gegenüber einem so entscheidenden Moment, in welchem es sich um Leben und Tod handelte, mädchenhafte Bedenken an den Tag legte. Sie warf noch einen Blick auf die Mutter und diese sagte:

„Der Herr Baron spricht vielleicht zum letzten Male mit uns. Er ist unser Wohlthäter, wenn er es auch nicht Wort haben will. Dürfen wir ihm nicht Alles, Alles anvertrauen, besonders in einer so ernsten Stunde, in der er Deine Offenheit wahrhaftig nicht aus Neugier und nicht zum Zeitvertreib verlangt?"

Valentine erhob sich, trat dem Baron näher und sprach stehend mit halblauter Stimme:

„Verzeihen Sie, Herr von Kyras, wenn ich, um offen zu sein, wie Sie es verlangen, auch berühren muß, was Ihr eigenes heiliges Geheimniß ist. Sie wollen

mein Unglück kennen: es ist dasselbe, an dem auch Sie zu tragen haben. Sie lieben eine Frau, und obgleich sie unwürdig an Ihnen gehandelt hat und obgleich fünfundzwanzig Jahre darüber hingegangen sind — aus Ihrem Antlitz, aus Ihrer Melancholie leuchtet die ununterbrochene Liebe, verbunden mit der grenzenlosen Trauer, daß dieses Gefühl nun ewig ein vergebliches bleiben muß."

„Der Baron fuhr wie von einem Schrecken getroffen in die Höhe.

„Um des Himmelswillen, Valentine," rief er, „welcher Wahn, welcher Wahnsinn ist in Sie gedrungen! Es ist wahr, ich liebe ein weibliches Wesen mit grenzenloser Trauer darüber, daß dieses Gefühl ein ewig vergebliches ist, aber dieses weibliche Wesen — steht vor mir."

Mit einem Schrei sank Valentine in den Sessel. Tiefe Stille herrschte einen Augenblick lang. Valentine erhob sich.

„Dann bin ich nicht mehr unglücklich," sagte

sie sanft lächelnd mit niedergeschlagenen Augen. Sie schlug sie im nächsten Moment zum Baron auf, der sie in seinen Armen hielt.

Eine glückliche Stunde in traulichen und leidenschaftlichen Gesprächen verfloß. Immer stand das Verbleiben auf dem einsamen Schlosse als die Erfüllung des höchsten Lebenswunsches beider Betheiligten im Vordergrunde. Auch Normans wurde gedacht, und der Baron hatte kräftige Beschwichtigungen für die Angst des Mädchens, wie der junge Mann sein Schicksal aufnehmen würde. Als Doctor Frondberg eintrat, rief ihm der Baron entgegen, daß er den Rechtsfreund habe kommen lassen, um einen Heirathscontract aufzusetzen.

Adalbert Norman führte fortan durch die geschickte Vermittelung Valentinens ein behagliches Leben in Wien. Einige Zeit war er rasend vor Schmerz und seine Virtuosität auf dem Harmonium gewann dadurch außerordentlich. Später bemerkte er, daß ihm dieser Schmerz gleichsam wohl zu Gesichte stand, ihn um Vieles interessanter machte und seine Erfolge

in der Gesellschaft vergrößerte. Er hätte den Schmerz nicht so leicht wieder hergegeben.

Lange Jahre tiefen Friedens, bewirkt durch die Glückseligkeit, wie sie nur Herzen zu Theil wird, die entweder durch schmerzliche Erfahrungen oder durch Alter gereift sind, herrschten auf dem einsamen Schlosse.

Ende.